

ANDRÉ GREEN, PARIS

Die tote Mutter*

Übersicht: Die Arbeit handelt nicht, wie der Titel nahelegen könnte, vom realen Tod der Mutter, sondern von der Erfahrung des Kindes mit einer äußerlich anwesenden, innerlich aber aufgrund einer Depression abwesenden Mutter. Das Kind introjiziert diese mütterliche Imago und spaltet sie gleichzeitig ab. So kann sie weder betrauert noch begraben werden. Als Folge des Besetzungsabzugs entsteht eine Leere, die der Autor als »psychische Löcher« einer »weißen Depression« bezeichnet. Green spricht der toten Mutter eine den psychischen Apparat ähnlich strukturierende Funktion zu wie Freud dem toten Vater in *Totem und Tabu* und stellt dem Ödipuskomplex den Komplex der toten Mutter zur Seite.

Für Catherine Parat

Wenn man nur ein einziges Merkmal herausgreifen dürfte, um den Unterschied zwischen den heutigen Analysen und dem zu charakterisieren, was sie einstmals gewesen sein mögen, so würde man sich wahrscheinlich darauf einigen, diesen Unterschied im Problemkreis der Trauer anzusiedeln. Darauf verweist der Titel dieses Essays: Die tote Mutter. Um aber jedes Mißverständnis auszuschließen, möchte ich klarstellen, daß diese Arbeit nicht von den psychischen Folgen des realen Todes der Mutter, sondern vielmehr von einer Imago handelt, die sich in der Psyche des Kindes infolge einer mütterlichen Depression gebildet hat; einer Depression, die abrupt das lebendige Objekt – Quelle der kindlichen Vitalität – in eine ferne, starre, gleichsam unbeseelte Figur verwandelt, die die Besetzungen bestimmter Analysanden bis in die Tiefe durchdringt und schwer auf dem Schicksal ihrer künftigen objektalen und narzißtischen Libido-Entwicklung lastet. Die tote Mutter ist also, anders als man zunächst glauben könnte, eine Mutter, die am Leben bleibt, die aber sozusagen psychisch tot ist, tot in den Augen des kleinen Kindes, für das sie zu sorgen hat.

Die Folgen des realen Todes der Mutter – besonders bei Selbstmord – bedeuten für das von ihr zurückgelassene Kind eine erhebliche Beschädigung. Die durch ihren Tod ausgelöste Symptomatologie steht in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Ereignis, selbst wenn die Analyse

* Unter dem Titel »La mère morte« zuerst erschienen in: André Green, *Narcissisme de vie, narcissisme de mort*. Paris (Minuit). 1983, Kap. 6.

später zeigen sollte, daß die Katastrophe nur aufgrund der vorausgegangenen Mutter-Kind-Beziehung nicht wiedergutzumachen war. Gewiß ließen sich in diesem Fall Beziehungsmodalitäten beschreiben, die dem verwandt sind, was hier zur Diskussion gestellt werden soll. Die Realität des Verlustes, sein endgültiger und irreversibler Charakter hätte dann aber die vorausgegangene Objektbeziehung nach Art einer Mutation verändert. Auf die eine solche Situation betreffenden Konflikte werde ich nicht eingehen. Ebenso wenig werde ich Analysen von Patienten behandeln, die wegen einer erwiesenermaßen echten depressiven Symptomatik Hilfe beim Analytiker suchen.

In den Vorgesprächen signalisieren die Gründe, die jene hier zur Diskussion gestellten Analysanden dazu treiben, eine Analyse zu machen, keineswegs die charakteristischen Merkmale einer Depression. Hingegen wird der Analytiker auf Anhieb die narzißtische Natur der vorgebrachten Konflikte erkennen, ihren Zusammenhang mit der Charakterneurose sowie ihre Auswirkungen auf Liebesleben und berufliche Aktivität.

Diese einleitende Klarstellung steckt per exclusionem den klinischen Rahmen für mein Vorhaben ab. Ich möchte noch kurz einige Referenzen erwähnen: Sie sind die zweite Quelle meiner Überlegungen – die erste Quelle sind meine Patienten. Vieles verdanken die folgenden Ausführungen natürlich jenen Autoren, die die Grundlagen für all das, was wir über die Probleme der Trauer wissen, geschaffen haben: Freud, Karl Abraham und Melanie Klein. Aber vor allem die neueren Studien von Winnicott (1971), Kohut (1971), N. Abraham (1978), Torok (1968) sowie Rosolato (1975) gaben mir Anstoß zu den hier vorgestellten Überlegungen. Meine Ausführungen werden sich also um folgende Aussage drehen: Die gängige psychoanalytische Theorie läßt zwei Vorstellungen zu: Die erste sieht im *Objektverlust* das grundlegende Moment, welches das menschliche Seelenleben strukturiert und in dessen Verlauf sich ein neuer Bezug zur Realität herstellt. Demzufolge wird das Seelenleben vom Realitätsprinzip regiert, das dem Lustprinzip den Rang abläuft, es aber auch gewährleistet. Diese erste Vorstellung ist ein theoretisches Konzept und kein beobachtbarer Vorgang. Die Beobachtung nämlich würde uns weniger einen Mutationssprung als vielmehr eine graduelle Entwicklung zeigen. Die zweite Vorstellung – die einer *depressiven Position* – wird von der Mehrzahl der Autoren geteilt, aber unterschiedlich interpretiert. Diese zweite Vorstellung bezieht sich auf Melanie Klein und Winnicott und verbindet ein Beobachtungsergebnis mit einem theoretischen Konzept. Nachdrücklich soll hervorgehoben werden, daß beide Vorstellungen sich auf ein verallgemeinerbares, unvermeidliches Ereignis in der

Entwicklung beziehen. Mögen vorausgegangene Störungen der Mutter-Kind-Beziehung das Durchlaufen und Überschreiten dieser Situation auch zusätzlich erschweren, so können weder das Ausbleiben solcher Störungen noch eine gute mütterliche Fürsorge dem Kind dieses seine psychische Organisation strukturierende Stadium ersparen.

Im übrigen gibt es Patienten, die, unabhängig von ihrer psychischen Struktur, unter einer hartnäckig anhaltenden Depressivität leiden: Diese kann mehr oder weniger regelmäßig auftreten und mehr oder weniger beeinträchtigend sein; jedenfalls scheint sie über die normale depressive Reaktion, die einen jeden periodisch befällt, hinauszugehen. Wir wissen ja, daß ein Subjekt, das die Depression nicht kennt, wahrscheinlich mehr gestört ist als eines, das gelegentlich depressiv ist.

Die Frage, die sich mir stellt, ist folgende: Welche Beziehungen lassen sich herstellen zwischen Objektverlust und depressiver Position als verallgemeinerbaren Merkmalen einerseits sowie den besonderen Merkmalen dieser zwar zentralen, aber oft inmitten anderer Symptome untergegangenen und verschleierte depressiven Konfiguration andererseits? Welche Prozesse entwickeln sich um dieses Zentrum herum? Woraus besteht dieses Zentrum in der psychischen Realität?

Der tote Vater und die tote Mutter

Die auf dem Freudschen Denken basierende psychoanalytische Theorie hat der Vorstellung des toten Vaters eine wichtige Rolle zugeteilt, deren für die Genese des Über-Ichs wesentliche Funktion *Totem und Tabu* aufzeigt. Betrachtet man den Ödipuskomplex als eine Struktur und nicht nur als ein Entwicklungsstadium der Libido, so ergibt sich hier insofern ein Zusammenhang, als sich ein ganzer Komplex von Begriffen daraus ableiten läßt: das Über-Ich der klassischen Theorie sowie das Gesetz und das Symbolische im Denken Lacans. Dieser Komplex wird durch seinen Bezug zur Kastration und zur Sublimierung als Tribschicksal zusammengehalten.

Niemals hingegen ist von der toten Mutter unter einem strukturellen Gesichtspunkt die Rede. In manchen Sonderfällen lassen sich zwar Hinweise darauf finden, wie etwa in der Analyse von Edgar Poe bei Marie Bonaparte, aber da handelt es sich dann doch eher um ein singuläres Ereignis: um den Verlust der Mutter im frühen Kindesalter. Es geht also um eine aufgrund eines streng realistischen Gesichtspunktes herbeigeführte zwangsläufige Einschränkung. Der Ausschluß der toten Mutter läßt sich hier nicht durch Berufung auf den Ödipus erklären, denn dieser

könnte durchaus entweder anlässlich des Ödipus des Mädchens oder des umgekehrten Ödipus des Jungen thematisiert werden. Die Antwort liegt tatsächlich anderswo. Der Muttermord impliziert gerade nicht die tote Mutter, im Gegenteil; und die dem toten Vater zugrundeliegende Vorstellung, d. h. der Bezug zum Vorfahr, zur Abstammung und Genealogie, verweist auf das Urverbrechen und auf die daraus folgende Schuld. Erstaunlich ist aber, daß das dieser Vorstellung zugrundeliegende Modell der Trauer weder die Trauer der Mutter noch den Verlust der Brust erwähnt. Nicht, weil diese zeitlich jener vorausgehen, ist mir der Hinweis wichtig, sondern um festzustellen, daß es zwischen diesen beiden Konzepten keine theoretische Verbindung gibt.

Freud hat in »Hemmung, Symptom und Angst« die Kastrationsangst relativiert, als er sie mit der Angst vor dem Verlust der Liebe des Objekts, der Angst vor drohendem Objektverlust, vor dem Über-Ich und dem Verlust des Schutzes des Über-Ichs in eine Reihe gestellt hat. Wir wissen darüberhinaus, daß er ein leidenschaftliches Interesse daran hatte, zwischen Angst, Schmerz und Trauer zu unterscheiden. Meine Absicht ist nun nicht zu diskutieren, was Freud an dieser Stelle gedacht haben mag, was mich nur von meinem Thema abbringen würde, doch möchte ich eine Anmerkung machen. Mit der Kastrationsangst ist es wie mit der Verdrängung. Einerseits weiß Freud sehr wohl, daß neben den erwähnten noch andere Formen der Angst, andere Varianten der Verdrängung, noch andere Abwehrmechanismen existieren. In beiden Fällen faßt er die Existenz chronologisch früherer Formen ins Auge, von denen jene sich herleiten. Dennoch bestimmt er in beiden Fällen ein Zentrum, eben Kastrationsangst und Verdrängung, und ordnet diesem Zentrum dann die verschiedenen Arten der Verdrängung zu, je nachdem, ob sie nun früher oder später einsetzen, was den gleichermaßen strukturellen und genetischen Charakter des Freudschen Denkens bezeugt. Das wird vor allem dann deutlich, wenn er aus dem Ödipus eine Urphantasie macht, die relativ unabhängig ist vom wechselnden Zusammenspiel der Umstände, die seine Besonderheit bei einem bestimmten Patienten ausmachen. Daraus ergibt sich, daß Freud, wenn er das Vorhandensein eines inversen Ödipus annimmt, wie etwa beim Wolfsmann, dennoch im Vater, Objekt der passiven erotischen Wünsche des Patienten, den Kastrator sieht.

Diese strukturelle Funktion impliziert die grundlegende Vorstellung, die psychische Ordnung werde durch die Urphantasien programmiert. Diesem Konzept sind Freuds Nachfolger nicht immer gefolgt. Das psychoanalytische Denken in Frankreich scheint jedoch, trotz seiner Diver-

genzen, Freud insgesamt in diesem Punkt gefolgt zu sein. Einerseits hat die Bezugnahme auf das Modell der Kastration die Autoren gezwungen, alle anderen Formen der Angst sozusagen zu »kastrieren«: So spricht man z. B. von analer oder narzißtischer Kastration. Andererseits führt man aufgrund der anthropologischen Interpretation der Freudschen Theorie all die unterschiedlichen Spielarten der Angst auf die Vorstellung des Mangels in der Theorie Lacans zurück. Ich meinerseits denke, daß man mit beiden Konzepten, um die Einheitlichkeit und Generalisierbarkeit eines Begriffs zu retten, der Praxis wie der Theorie Gewalt antut.

Es wäre verwunderlich, wenn ich an dieser Stelle den von mir stets verteidigten strukturellen Gesichtspunkt aufgäbe. Anstatt mich aber nun der Meinung derer anzuschließen, die die Angst, je nach dem Zeitpunkt, wann sie im Leben des Subjekts auftritt, in verschiedene Arten unterteilen, will ich vielmehr ein strukturelles Konzept vorlegen, das nicht nur um *ein* Zentrum oder Paradigma, sondern um mindestens *zwei* Zentren herum angeordnet ist, und zwar entsprechend einer besonderen, von allen bisherigen abweichenden Eigenschaft.

Die Kastrationsangst kann mit Recht damit begründet werden, daß sie das Gesetz der Ängste subsumiert, die an das »kleine, vom Körper abgetrennte Ding« gebunden sind, ob es sich nun um den Penis, die Faeces oder das Kind handelt. Was dieser Klassifizierung ihre Einheit verleiht, ist die Tatsache, daß die Kastration darin immer im Kontext einer körperlichen Verletzung, einer blutigen Handlung zur Sprache kommt. Dieser Vorstellung einer »roten« Angst messe ich mehr Bedeutung bei als jener, die die Beziehung zum Partialobjekt hervorhebt.

Handelt es sich nun aber um die Vorstellung eines Verlustes – der Brust oder des Objekts –, oder auch nur eines drohenden Verlustes – des Über-Ichs oder seines Schutzes –, oder eines wie auch immer drohenden Verlassenseins, so ist der Kontext niemals blutig. Sicher sind alle Formen der Angst mit Destruktivität verbunden, so auch die Kastration, da ja die Wunde tatsächlich das Ergebnis einer Destruktivität darstellt. Diese Destruktivität aber hat nichts mit einer blutigen Verstümmelung zu tun. Ihre Farben sind die der Trauer: schwarz oder weiß; schwarz, wie in der schweren Depression, weiß wie in den Zuständen der Leere, denen man gegenwärtig so viel Aufmerksamkeit zollt.

Ich vertrete die Hypothese, daß das unheilvolle Schwarz der Depression, das wir mit Recht auf den Haß zurückführen können, wie er sich in der Psychoanalyse der Depressiven manifestiert, nur ein sekundäres Produkt ist, eher Folge als Ursache einer »weißen« Angst, die die Übersetzung des auf der narzißtischen Ebene erlittenen Verlusts darstellt.

Da ich die negative Halluzination und die weiße Psychose bereits an anderer Stelle beschrieben habe, setze ich diese als bekannt voraus und werde darauf nicht weiter eingehen, möchte aber die weiße Angst oder die weiße Trauer dieser Reihe anfügen.

Die »weiße« Reihe – negative Halluzination, weiße Psychose, weiße Trauer – sind in ihrer gemeinsamen Bezogenheit auf das, was man die Klinik der Leere oder die Klinik des Negativen nennen könnte, das Resultat einer der Komponenten der Urverdrängung: ein massiver, radikaler und zeitlich begrenzter Besetzungsabzug, der im Unbewußten Spuren in Form »psychischer Löcher« hinterläßt, die mit Wiederbesetzungen ausgefüllt werden. Letztere sind Ausdruck einer durch die vorangegangene Schwächung der erotisch-libidinösen Besetzung freigesetzten Destruktivität. Die Manifestationen des Hasses und die darauffolgenden Wiedergutmachungsprozesse sind sekundäre Manifestationen im Vergleich zu jenem zentralen Besetzungsabzug vom mütterlichen Primärobjekt. Begreiflicherweise verändert diese Sichtweise insbesondere die analytische Technik: Denn sich bei solchen depressiv wirkenden Strukturen auf die Deutung des Hasses zu beschränken, ließe darauf hinaus, niemals zum ursprünglichen Kern dieser Konstellation vorzustoßen.

Der Ödipus als symbolische essentielle Matrix muß aufrechterhalten werden. Darauf sollte man sich stets beziehen, sogar dann, wenn eine präödipale oder prägenitale Regression vorliegt, was ja den Bezug zu einer grundsätzlichen Triangulierung impliziert. So weit man auch die Analyse des Besetzungsabzugs vom Primärobjekt vorantreiben und zurückgehen mag bei dem Versuch, die Psyche in ihrer sogenannten Primitivstruktur einzukreisen, so ist und bleibt es das Schicksal der menschlichen Psyche, immer *zwei* Objekte und niemals nur eines zu haben. Das soll nicht heißen, daß man am Konzept eines – phylogenetisch – frühen Ödipus festhalten sollte, demzufolge der Vater als solcher, und sei es in Form seines Penis, anwesend sein muß (ich denke hier an das archaische Konzept Melanie Kleins vom Penis des Vaters im Bauch der Mutter). Der Vater ist da, zumal bei Mutter und Kind, von Anfang an. Oder genauer: *zwischen* Mutter und Kind. Auf seiten der Mutter heißt das, daß sie den Vater begehrt; die Verwirklichung dieses Begehrens ist das Kind. Auf seiten des Kindes ist alles das, was der Existenz eines Dritten vorgreift, und immer dann (noch vor dem, was man üblicherweise Objektverlust nennt), wenn die Mutter nicht ganz und gar anwesend und ihre Besetzung des Kindes (zumindest in der kindlichen Illusion) nicht total und absolut ist, nachträglich auf den Vater beziehbar.

Man muß sich also klarmachen, daß der metaphorische Verlust der Brust, der symbolische Wandel im gegenseitigen Verhältnis von Lust und Realität – beide nachträglich zu Prinzipien erhoben –, das Inzestverbot und die zweifache Ausführung der (potentiell vereinigten) Elternimagines insofern zusammengehören, als sie im Phantasma einer hypothetischen und außerhalb des Subjekts gedachten Urszene miteinander verknüpft sind; es handelt sich dabei um eine Szene, in der das Subjekt *abwesend* ist, in der es sich jedoch gerade als Subjekt konstituiert: Denn das Fehlen einer affektiven Vorstellung dieser Szene setzt das Phantasma – Produktion der »Verrücktheit des Subjekts« – in Gang.

Warum metaphorisch? Der Rückgriff auf die Metapher, der für jedes wesentliche Element der psychoanalytischen Theorie gilt, ist hier besonders nötig. In einer früheren Arbeit (Green, 1977) habe ich darauf hingewiesen, daß zwei Freudsche Auffassungen über den Verlust der Brust existieren: Die erste ist theoretisch-begrifflicher Art und wird in Freuds *Die Verneinung* (1925) herausgearbeitet. Hier behandelt Freud das Thema so, als handele es sich um einen einmaligen Stiftungsakt, der sozusagen im Augenblick alles entscheidet; denn seine Wirkung auf die Urteilsfunktion ist von grundlegender Bedeutung. Dagegen vertritt er ganz besonders im *Abriß der Psychoanalyse* (1938) nicht so sehr eine theoretische als vielmehr eine deskriptive Position, ähnlich der Säuglingsbeobachtung, die ja heute so in Mode ist. Hier nun behandelt er das Phänomen nicht theoretisch, sondern »erzählerisch«, gerade als sei jener Verlust ein fortschreitender, sich Schritt für Schritt vollziehender Entwicklungsprozeß. Deskriptiver und theoretischer Zugang schließen sich meines Erachtens aus, ähnlich wie Wahrnehmung und Erinnerung sich in der Theorie ausschließen. Die Berufung auf diesen Vergleich ist keineswegs nur eine Analogie. In der »Theorie«, die das Subjekt für sich selbst erarbeitet, ist die verändernde Deutung immer retrospektiv. Erst nachträglich bildet sich die Theorie vom verlorenen Objekt, das so seinen Charakter eines einmaligen Stiftungsaktes erhält, der augenblicklich wirksam und ein für allemal entscheidend ist.

Die Berufung auf die Metapher ist nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Diachronie, sondern auch dem der Synchronie gerechtfertigt. Gerade jene, die in der zeitgenössischen psychoanalytischen Theorie am heftigsten dafür eintreten, alles auf die Brust zu beziehen, müssen mittlerweile einsehen, daß die Brust nur ein Wort ist, das die Mutter bezeichnet – zur großen Genugtuung nichtkleinianischer Theoretiker, die oft die Psychoanalyse psychologisieren. Man muß an der Metapher der Brust festhalten, denn Brust wie Penis können nur symbolisch gemeint sein.

So intensiv die an Brustwarze oder Schnuller gebundene Sauglust auch sein mag, die erogene Lust hat doch die Macht, all das der Mutter, was nicht Brust ist, miteinzubeziehen: ihren Geruch, ihre Haut, ihren Blick und all die andern tausend Bestandteile, die die Mutter »machen«. Das metonymische Objekt ist zur Metapher des Objekts geworden.

Nebenbei bemerkt können wir ohne jede Schwierigkeit dieselben Überlegungen anstellen, wenn wir von der sexuellen Liebesbeziehung sprechen: Wir müssen nur das Gesamt einer um vieles komplexeren Beziehung auf die Kopula Penis-Vagina zurückführen und deren wechselnde Erscheinungsformen auf die Kastrationsangst beziehen. So läßt sich verstehen, daß ich mich im Fortgang meiner Überlegungen zum Problem der toten Mutter auf sie wie auf eine Metapher beziehen werde, unabhängig von der Trauer um ein reales Objekt.

Der Komplex der toten Mutter

Der Komplex der toten Mutter enthüllt sich in der Übertragung. Wenn sich das Subjekt zum ersten Mal beim Analytiker vorstellt, sind die Symptome, über die es klagt, nicht eigentlich depressiver Art. Meist spiegeln diese Symptome ein Scheitern im affektiven Bereich des Liebes- oder Arbeitslebens, einschließlich mehr oder weniger heftiger Konflikte mit nahen Objekten. Nicht selten erzählt der Patient spontan eine persönliche Geschichte, und während der Analytiker bei sich denkt, daß in diesem oder jenem Moment eine kindliche Depression fällig geworden wäre, erwähnt das Subjekt nichts davon. Eine Depression, manchmal sporadisch übersetzt in ein klinisches Symptom, wird erst in der Übertragung ausbrechen und in ihrer ganzen Tragweite zutage kommen. Die klassischen neurotischen Symptome, obwohl vorhanden, sind von sekundärer Bedeutung. Aber selbst dann, wenn jene neurotischen Symptome vorrangig sind, hat der Analytiker das Gefühl, daß die Analyse ihrer Genese nicht zur Lösung des Konflikts führt. An erster Stelle dagegen steht eine narzißtische Problematik, bei der die Forderungen des Ich-Ideals, gleichgültig, ob sie nun im Einklang mit oder im Widerspruch zum Über-Ich stehen, gewaltig sind. Deutlich ist ein Gefühl von Unfähigkeit: der Unfähigkeit, aus einer Konfliktsituation herauszufinden, zu lieben, Begabungen zu nutzen oder Lebenserfahrungen reifen zu lassen. Selbst wenn dies alles realisiert wurde, verbleibt dennoch eine tiefe Unzufriedenheit über das Ergebnis.

Wenn die Analyse greift, wird die Übertragung, selten rasch, meistens erst nach langen Jahren, eine eigentümliche Depression erkennen lassen.

Der Analytiker hat das Gefühl einer Nichtübereinstimmung von *Übertragungsdepression* (ein Ausdruck, den ich für diese Gelegenheit erfinde, um ihn der Übertragungsneurose gegenüberzustellen) und dem Verhalten in der Außenwelt, in der die Depression sich nicht entfaltet. Nichts weist darauf hin, daß andere die Depression wirklich bemerken, was im übrigen nicht verhindert, daß die Angehörigen nicht unter den Objektbeziehungen leiden, die der Analysand mit ihnen eingeht.

Das deutet darauf hin, daß diese Übertragungsdepression die Wiederholung einer infantilen Depression darstellt, deren Kennzeichen herauszuarbeiten mir lohnend erscheint.

Es geht nicht um eine Depression infolge eines realen Objektverlustes, denn das Problem einer realen Trennung vom Objekt, welches das Subjekt verlassen hat, steht hier nicht zur Debatte. Das kann natürlich passieren, läßt aber nicht den Komplex der toten Mutter entstehen.

Der wesentliche Zug dieser Depression ist, daß sie in Anwesenheit des Objekts stattfindet, das seinerseits durch eine Trauer völlig in Anspruch genommen ist. Die Mutter ist aus diesem oder jenem Grund depressiv geworden. Dabei kommen die unterschiedlichsten Auslösefaktoren in Frage. Natürlich ist eine der Hauptursachen einer solchen mütterlichen Depression der Verlust eines geliebten Wesens: ein Kind, die Eltern, ein naher Freund oder ein anderes, von der Mutter nachdrücklich besetztes Objekt. Es kann sich aber auch um eine durch Enttäuschung ausgelöste und mit einer narzißtischen Kränkung verbundenen Depression handeln: ein Schicksalsschlag in der Kern- oder Herkunftsfamilie, eine Liebesaffäre des Vaters, der die Mutter verläßt, eine Demütigung usw. Immer ist die Trauer der Mutter und ihr schwindendes Interesse von ausschlaggebender Bedeutung.

Nachdrücklich sei betont – und darin sind sich alle Autoren einig –, daß der frühe Tod eines Kindes am schwersten wiegt. Besonders eindringlich möchte ich auf eine weitere Ursache der hier diskutierten Depression hinweisen, die völlig im Dunkel liegt, weil dem Kind, um zu verstehen, immer die nötigen Hinweise fehlen: Es handelt sich um das Geheimnis einer Fehlgeburt der Mutter, die in der Analyse aus winzigen Indizien rekonstruiert werden muß. Diese selbstverständlich hypothetische Konstruktion bringt die unterschiedlichen Darstellungen des Materials, das nun auf spätere Perioden in der Geschichte des Subjekts bezogen werden kann, in einen kohärenten Zusammenhang.

Was dann geschieht, ist eine krasse Veränderung, eine wahrhaftige Mutation der Mutter-Imago. Bis dahin waren Mutter und Kind in einer reichen und glücklichen Beziehung vereint; davon zeugt die authentische

Vitalität des Subjekts. Dieses Glück kam jäh zum Stillstand und blieb – wie heißgelaufen – von da an blockiert. Bis dahin hatte das Kind sich, mit allen Zufälligkeiten, die auch die idealste Beziehung mit sich bringt, geliebt gefühlt. Die Fotos im Familienalbum zeigen das Baby fröhlich, aufgeweckt, interessiert, voller Möglichkeiten, während die späteren Aufnahmen den Verlust dieses ersten Glücks erkennen lassen. Das ganze nimmt ein Ende wie in vergangenen Kulturen, deren Todesursache Historiker vergebens zu erklären suchen, wenn sie die Hypothese eines Erdbebens aufstellen, das Palast, Tempel, Gebäude und Wohnungen angeblich zerstört hat und nur noch Ruinen geblieben sind. Hier begrenzt sich das Unheil auf einen *kalten Kern*, über den die spätere Entwicklung hinweggeht, der aber eine unauslöschliche Spur in den erotischen Besetzungen des betreffenden Subjekts hinterläßt.

Die Veränderung, die im Seelenleben eines Kindes in dem Moment eintritt, in dem die Mutter, von plötzlicher Trauer überwältigt, alle Besetzung abrupt von ihrem Kind abzieht, wird als Katastrophe erlebt: einerseits deshalb, weil die Liebe ohne jedes Vorzeichen und ganz unvermittelt verloren war. Daß dies ein narzißtisches Trauma bedeutet, muß nicht erst lange ausgeführt werden. Hervorgehoben sein sollte indes, daß diese Veränderung eine vorzeitige Desillusionierung und, über den Verlust an Liebe hinaus, einen Verlust an *Sinn* nach sich zieht, und zwar, weil das Baby über keinerlei Erklärung verfügt, sich das, was geschehen ist, verständlich zu machen. Es erlebt sich als Zentrum des mütterlichen Universums, und interpretiert diese Enttäuschung wie selbstverständlich als Folge seiner Triebimpulse gegenüber dem Objekt. Ganz besonders schwerwiegend ist es, wenn der Komplex der toten Mutter in dem Moment auftaucht, in dem das Kind die Existenz des Dritten, des Vaters, entdeckt und die neue Besetzung als Ursache des mütterlichen Besetzungsabzugs interpretiert. Ohne Ausnahme führt das zu einer vorzeitigen und unsicheren Triangulierung. Denn entweder schreibt das Kind – wie bereits erwähnt – den Rückzug der mütterlichen Liebe ihrer auf den Vater gerichteten Besetzung zu, oder es entwickelt eine besonders intensive und frühreife Besetzung des Vaters als eines Retters in seinem Konflikt. In der Realität antwortet der Vater jedoch meistens nicht auf die Nöte des Kindes. So ist das Subjekt gefangen zwischen einer toten Mutter und einem unerreichbaren Vater, sei es, weil dieser, ohne dem Kind zu Hilfe zu kommen, vor allem mit dem Befinden der Mutter beschäftigt ist, sei es, weil er den Ausgang dieser Situation dem Mutter-Kind-Paar allein überläßt.

Hat erst das Kind – dabei das Ausmaß seiner Ohnmacht fühlend – ver-

geblich versucht, die in ihre Trauer versunkene Mutter für sich wiederherzustellen, und nicht nur den Verlust der mütterlichen Liebe, sondern auch die Drohung, die ganze Mutter zu verlieren, erlebt und die von Unruhe, Schlaflosigkeit und nächtlichem Aufschrecken begleitete Angst mit verschiedenen Mitteln bekämpft, dann setzt das Ich eine Reihe andersgearteter Mechanismen in Gang.

Der erste und wichtigste ist eine einzige Bewegung nach zugleich zwei Seiten: *Der Besetzungsabzug vom mütterlichen Objekt und die unbewusste Identifikation mit der toten Mutter*. Die Rücknahme vor allem der affektiven Besetzung, aber auch der Besetzungsabzug von der Vorstellung ist ein ohne Haß vollzogener psychischer Mord am Objekt. Denn begreiflicherweise verbietet der mütterliche Kummer jede Form von Haß, weil er das Bild der Mutter nur noch mehr zu schädigen drohte.

In diesem Prozeß des Besetzungsabzugs von der mütterlichen Imago läßt sich also keine triebhafte Destruktivität erkennen. Sein Resultat ist vielmehr ein Loch im Gefüge der an die mütterliche Imago gebundenen Objektbeziehungen. Die peripheren Besetzungen bleiben freilich erhalten, ebenso wie die Trauer der Mutter die mütterliche Grundhaltung gegenüber dem Kind – das zu lieben sie sich unfähig fühlt – zwar verändert, sie es aber dennoch weiterhin liebt und versorgt. Nur ist sie nicht von ganzem Herzen dabei.

Die andere Seite des Besetzungsabzugs ist eine Identifikation mit dem Objekt, und zwar auf primäre Weise. Eine Spiegelidentifikation ist, nachdem komplementäre Reaktionen (gekünstelte Fröhlichkeit, Erregtheit etc.) gescheitert sind, fast obligatorisch. Diese Symmetrie in der Reaktion ist das einzige Mittel, die Wiedervereinigung mit der Mutter zu erreichen – ähnlich vielleicht der Sympathie. Tatsächlich kommt es jedoch zu keiner echten Reparatur, sondern nur zu einer Art Mimikry, mit dem Ziel, das Objekt, das man nicht mehr haben kann, weiterhin zu besitzen, indem man nicht wie es ist, sondern zu ihm selbst wird. Diese Identifikation, die den Verzicht auf das Objekt und gleichzeitig seine kannibalistische Konservierung ermöglicht, ist von vornherein unbewußt. Das unterscheidet die Identifizierung von einem Abzug der Besetzung, der erst später unbewußt wird, weil das Zurückziehen eine bewußte Zurückweisung darstellt; es ist als Befreiung vom Objekt gedacht, während die Identifizierung sich gegen Wissen und Willen des Subjekts vollzieht. Von daher ihr entfremdender Charakter.

In den späteren Objektbeziehungen setzt das Subjekt als Opfer des Wiederholungszwangs den Besetzungsentzug vom Objekt, das zu enttäu-

schen droht, aktiv ins Werk und wiederholt damit die alte Abwehr. Völlig unbewußt aber bleibt ihm die Identifikation mit der toten Mutter, auf die das Subjekt, sobald es Spuren des Traumas wiederbesetzt, hinfort immer wieder stößt.

Das zweite Faktum ist, wie bereits hervorgehoben, ein *Verlust an Sinn*. Die »Konstruktion« der Brust – Ursache, Ziel und Garant von Lust – ist auf einen Schlag und scheinbar grundlos zusammengebrochen. Selbst wenn das Subjekt die Situation umkehrt, indem es sich selber in negativem Größenwahn die Verantwortung für die Veränderung zuschreibt, bleibt doch ein unüberbrückbarer Abstand zwischen dem Fehler, den begangen zu haben es sich vorwirft, und der Intensität der mütterlichen Reaktion. Darüberhinaus könnte es denken, dieser Fehler sei eher an seine Art zu sein als an irgendeinen verbotenen Wunsch gebunden: Zu sein scheint ihm tatsächlich verboten.

Diese Position, die das Kind – aus der Unmöglichkeit heraus, die destruktive Aggressivität aufgrund der Verwundbarkeit der mütterlichen Imago nach außen zu leiten – dazu treiben könnte, sich aufzugeben und zu sterben, zwingt es schließlich, einen Verantwortlichen – und sei es einen Sündenbock – für die »schwarze« Stimmung der Mutter zu finden. Dazu ist der Vater ausersehen. Auf jeden Fall kommt es – wie bereits erwähnt – zu einer vorzeitigen Triangulierung, weil das Kind, die Mutter und das unbekannte Objekt ihrer Trauer zugleich anwesend sind. Für das Kind verdichtet sich das unbekannte Objekt der Trauer mit dem Vater, was zu einem vorzeitigen Ödipus führt.

Die gesamte, durch den Verlust an Sinn hervorgerufene Situation zieht eine zweite Abwehrfront nach sich:

– Die *Auslösung eines sekundären Hasses*, der weder primär noch ursprünglich ist, bringt regressive Inkorporationswünsche ins Spiel, wie auch von manischem Sadismus eingefärbte anale Positionen, in denen es darum geht, das Objekt zu beherrschen, zu beschmutzen, sich an ihm zu rächen, usw.

– Mit der Suche nach einer rein sinnlichen Lust taucht die *autoerotische Erregung* auf; eine Lust, die allenfalls Organlust ist – bar jeder Zärtlichkeit und jeden Mitgefühls –, nicht unbedingt von sadistischen Phantasien begleitet, aber doch von einer Weigerung, das Objekt zu lieben, gezeichnet. Hier finden wir die Grundlage für spätere hysterische Identifikationen. Es kommt zu einer frühzeitigen Trennung zwischen Körper und Seele, Sinnlichkeit und Zärtlichkeit, sowie zu einer Blockierung der Liebe. Das Objekt wird wegen seiner Fähigkeit gesucht, die isolierte Lusterfahrung einer oder mehrerer erogener Zonen

auszulösen, ohne je in eine Lust zu münden, die von zwei mehr oder weniger ganzen Objekten geteilt wird.

– Schließlich und vor allem *strukturiert eine Suche nach dem verlorenen Sinn die vorzeitige Entwicklung der phantasmatischen und intellektuellen Fähigkeiten des Ich*. Die Entwicklung einer hektischen Betriebsamkeit im Spiel vollzieht sich nicht in der Freiheit des Spielens, sondern unter dem *Zwang, sich etwas vorstellen zu müssen*, genauso, wie die intellektuelle Entwicklung sich dem *Zwang, denken zu müssen*, verschreibt. Leistung und Selbstheilung geben einander die Hand, um gemeinsam auf dasselbe Ziel hinzuwirken: der Bewahrung einer Fähigkeit, mit der Verwirrung über den Verlust der Brust durch die Erschaffung einer *zurückgewonnenen* Brust fertig zu werden, welche ja letztendlich doch nur ein Stück Gedankenstoff ist, dazu bestimmt, das Loch des Besetzungsabzugs zu verschleiern, während sekundärer Haß und erotische Erregung sich am Rand des leeren Schlundes drängen. Die überbesetzte intellektuelle Aktivität enthält notwendigerweise einen beträchtlichen Teil an Projektion. Entgegen der gemeinhin verbreiteten Ansicht, ist die Projektion nicht immer nur falsche Argumentation. Das kann zwar so sein, ist aber nicht die Regel. Was die Projektion definiert, ist nicht der wahre oder falsche Charakter des Projizierten, sondern die Operation, die darin besteht, das Erkunden, ja sogar auch ein Erraten dessen, was im Innern verworfen und abgeschafft werden muß, auf den äußeren Schauplatz – etwa den des Objekts – zu verlegen. Das Kind hat die grausame Erfahrung seiner Abhängigkeit von den unterschiedlichen Stimmungen seiner Mutter gemacht. Fortan widmet es sein Bemühen dem Voraussagen oder Vorwegnehmen.

Die gefährdete Einheit des nunmehr durchlöcherten Ich verwirklicht sich entweder auf dem Feld der Phantasie, was dem künstlerischen Schaffen Tür und Tor öffnet, oder, bei einer entsprechenden intellektuellen Begabung, auf dem Feld der Erkenntnis. Dabei geht es ganz deutlich um einen Versuch, die traumatische Situation zu bewältigen. Dieser ist allerdings zum Scheitern verurteilt. Nicht, daß er dort scheitert, wohin er Schauplatz und Handlung verlagert hat. Die idealisierten vorzeitigen Sublimierungen sind zwar aus frühreifen und sicher überstürzten psychischen Formationen hervorgegangen, aber ich sehe keinen Grund – außer ich wollte in eine normative Ideologie verfallen –, ihnen ihre Authentizität abzuspochen. Sein Scheitern liegt an anderer Stelle: Die Sublimierungen offenbaren bald ihre Unfähigkeit, eine ausgleichende Rolle in der psychischen Ökonomie zu spielen. Das Subjekt bleibt an einem bestimmten Punkt verletzbar: in seinem Liebesleben. An dieser Stelle

löst die Wunde erneut psychischen Schmerz aus, und schon kann man erleben, wie die tote Mutter aufersteht: Sie löscht, solange die Krise dauert und in deren Verlauf sie in den Vordergrund der Szene zurückkehrt, alle sublimatorischen Fähigkeiten aus, die zwar nicht ganz verloren, aber doch momentan blockiert sind. Bald ist es die Liebe, die die Entwicklung der sublimierten Errungenschaften antreibt, bald suchen letztere die Liebe aus ihrer Blockierung zu befreien. Beide können eine Zeitlang ihre Anstrengungen vereinen, dann aber überschreitet die Destruktivität die Möglichkeiten des Subjekts: Es verfügt nicht über die nötigen Besetzungen, um eine dauerhafte Objektbeziehung zu unterhalten und sich in einem tiefgehenden persönlichen Einsatz in der Sorge um den anderen immer wieder zu engagieren. So setzt notwendigerweise die Enttäuschung über das Objekt oder das Ich dem Experiment ein Ende, wobei Gefühle eines Scheiterns und der Unfähigkeit wieder aufleben. Der Patient hat den Eindruck, ein Fluch laste auf ihm, der Fluch der toten Mutter, die nicht aufhört zu sterben und die ihn gefangen hält. Der Schmerz, eine narzißtische Empfindung, taucht wieder auf, ein Leiden, das am Wundrand haust, alle Besetzungen einfärbt und die Wirkungen überlagert, die Haß, erotische Erregung und Verlust der Brust ausgelöst haben. Im Zustand psychischen Schmerzes ist es unmöglich zu hassen und zu lieben, unmöglich zu genießen, nicht einmal auf masochistische Weise, unmöglich zu denken. Da ist nur das Gefühl einer Gefangenschaft, die das Ich seines Selbst beraubt und in eine unvorstellbare Figur entfremdet.

Der Weg, den das Subjekt einschlägt, gemahnt an die Jagd nach einem unintrojizierbaren Objekt, ohne jede Möglichkeit, auf dieses Objekt zu verzichten oder es aufzugeben, und mit kaum mehr Möglichkeit, seine Introjektion in das von der toten Mutter besetzte Ich zu akzeptieren. Alles in allem bleiben die Objekte des Subjekts immer an der Grenze des Ichs, nicht ganz drinnen, nicht ganz draußen. Und das aus gutem Grund: Der Platz im Zentrum ist durch die tote Mutter besetzt.

Viel Zeit in der Analyse verstreicht bei solchen Analysanden mit der Arbeit an den klassischen Konflikten: dem Ödipus, den prägenitalen, analen und oralen Fixierungen. Die Verdrängung, soweit sie auf der infantilen Sexualität oder Aggressivität beruht, ist unablässig gedeutet worden, und zweifellos haben sich Fortschritte gezeigt. Nur überzeugen sie den Analytiker kaum, auch wenn der Analysand, um sich selbst zu bestärken, die Punkte herausstreicht, mit denen er zufrieden sein kann.

In Wirklichkeit bleibt die gesamte psychoanalytische Arbeit spektakulären Zusammenbrüchen unterworfen, und alles scheint immer wieder

wie am ersten Tag zu sein; bis schließlich der Analysand zu der Überzeugung gelangt, sich nicht länger etwas vormachen zu können und es ihn zu der Erkenntnis drängt, daß gar kein Übertragungsobjekt da ist: Der Analytiker ist wie nicht vorhanden, trotz der Beziehungsmanöver mit Objekten, die als Träger von Nebenübertragungen dem Patienten einmal mehr geholfen haben, den Weg zum zentralen Konfliktkern zu vermeiden.

In jenen Behandlungen habe ich schließlich verstanden, daß ich für einen bestimmten Diskurs meiner Analysanden, den ich erraten sollte, bisher taub geblieben war. Hinter den ewigen Klagen über die Bosheit der Mutter, ihr Unverständnis oder ihre Starrheit erriet ich sehr wohl den Wert dieser Vorwürfe: den der Abwehr einer intensiven Homosexualität; einer weiblichen Homosexualität bei beiden Geschlechtern, denn auch beim Jungen ist es der weibliche Teil seiner psychischen Persönlichkeit, der auf diese Weise – oft auf der Suche nach einem väterlichen Ersatz – zum Ausdruck kommt. Immer wieder habe ich mich gefragt, warum die Situation sich derartig in die Länge zog. *Meine Taubheit beruhte auf der Tatsache, daß sich hinter den Klagen über das Tun und Treiben der Mutter der Schatten ihrer Abwesenheit abzeichnete.* Tatsächlich verwies die Klage gegen X auf eine entweder von sich selbst oder von anderen Dingen absorbierte Mutter, die nicht zur Verfügung stand, ohne Echo blieb, immer aber traurig war. Eine stumme Mutter, wenn sie auch noch so viel redete. Obwohl anwesend, blieb sie doch unbeteiligt, selbst wenn sie das Kind mit ihren Vorwürfen überschüttete. Jetzt stellte ich mir die Situation ganz anders vor.

Die tote Mutter hatte beim Besetzungsabzug, dessen Objekt sie war, das Wesentliche jener Liebe mit sich genommen, mit der sie vor ihrer Trauer besetzt worden war: ihren Blick, ihre Stimme, ihren Geruch, die Erinnerung an ihre Zärtlichkeit. Der Verlust des psychischen Kontaktes hatte die Verdrängung der Erinnerungsspur ihrer Berührung nach sich gezogen. Sie war lebendig begraben worden; selbst ihr Grab war verschwunden. Das Loch, das fortan ihren Platz einnahm, ließ die Einsamkeit bedrückend erscheinen, gerade als sei das Subjekt in Gefahr, darin mit Leib und Leben zu versinken. So gesehen scheint mir es mir inzwischen, daß es bei dem »holding«, von dem Winnicott spricht, nicht um etwas geht, das jenes Gefühl schwindelerregenden Fallens, wie es manche unserer Patienten empfinden, erklärt. Viel eher scheint es die Erfahrung eines psychischen Schwächeanfalls zu sein, der für die Seele das wäre, was eine Ohnmacht für den Körper ist. Folgendes ist geschehen: Einkapselung des Objekts und Auslöschung seiner Spur durch den Besetzungs-

abzug; primäre Identifikation mit der toten Mutter und Transformation der positiven in negative Identifikation, d.h. Identifikation mit dem durch den Besetzungsabzug offengelassenen Loch und nicht mit dem Objekt; Identifikation mit dieser Leere, die sich, sobald ein neues Objekt für diesen Platz ausersehen ist, periodisch füllt, und das sich dann plötzlich als affektive Halluzination der toten Mutter manifestiert.

Alles, was sich um diesen Kern herum beobachten läßt, organisiert sich auf ein dreifaches Ziel hin:

- das Ich am Leben zu halten: durch den Haß auf das Objekt, durch die Suche nach erregender Lust, durch die Suche nach Sinn;
- die Mutter wiederzubeleben, ihre Anteilnahme zu erwecken, sie zu zerstreuen, ihr wieder Geschmack am Leben zu verschaffen, sie zum Lachen und Lächeln zu bringen;
- mit dem Objekt der Trauer in der vorzeitigen Triangulierung zu rivalisieren.

Solche Patienten werfen ernsthafte technische Schwierigkeiten auf, auf die ich hier nicht weiter eingehen kann. Ich verweise zu diesem Punkt stattdessen auf meine Arbeit über das Schweigen des Analytikers. Es sei lediglich erwähnt, daß bei den hier diskutierten Analysen die Schweige- regel nichts weiter vermag als die Übertragung der weißen Trauer der Mutter zu verewigen. Allerdings glaube ich nicht, daß die kleinianische Technik der systematischen Deutung der Destruktivität besonders hilfreich wäre. Dagegen erscheint mir Winnicotts Position, wie er sie in seinem Artikel *Über den Gebrauch des Objekts* (1971) ausführt, angemessen. Ich fürchte aber, daß Winnicott die Bedeutung des sexuellen Phantasmas stark unterschätzt, insbesondere das der Urszene, auf die ich im folgenden eingehen will.

Die gefrorene Liebe und ihre Schicksale: Die Brust, der Ödipus, die Urszene

Ambivalenz ist grundlegendes Kennzeichen aller in der Depression vorgenommenen Besetzungen. Welche Rolle spielt die Ambivalenz im Komplex der toten Mutter? Als ich weiter oben den Besetzungsabzug von Affekt und Vorstellung sowie dessen Folge – den Haß – darstellte, blieb diese Beschreibung unvollständig. Es ist wichtig, sich klar zu machen, daß bei der hier diskutierten Struktur die Liebesunfähigkeit nur insofern von Ambivalenz und also einer übermäßigen Aufladung mit Haß abhängt, als zuerst, vor allem Haß, eine durch den Besetzungsabzug *gefrorene Liebe* da ist. Das Objekt ist gewissermaßen im Winter-

schlaf, auf Eis gelegt. Diese Wirkung hat sich ohne Wissen des Subjekts ergeben, und zwar folgendermaßen: Der Besetzungsabzug ist ein Zurücknehmen der Besetzung, der (vor)bewußt vollzogen wird. Der verdrängte Haß ist das Resultat einer Triebentmischung, da jede Bindungslockerung die libidinöse erotische Besetzung schwächt, was wiederum zur Freisetzung destruktiver Besetzungen führt. Wenn das Subjekt seine Besetzungen zurückzieht und dabei glaubt, diese nur deshalb in sein Ich zurückgeholt zu haben, weil die Gelegenheit fehlt, sie auf ein anderes Objekt, ein Ersatzobjekt, zu verschieben, weiß es nicht, daß es seine Liebe dort zurückgelassen und veräußert hat, seine Liebe zu jenem Objekt, das in die Verliese der Urverdrängung gefallen ist. Bewußt denkt es, sein Vorrat an Liebe sei intakt, verfügbar für eine andere Liebe, wenn sich nur erst die Gelegenheit biete. Es erklärt sich bereit, ein neues Objekt zu besetzen, wenn dieses nur liebenswert erscheint und es selbst sich geliebt fühlen kann. Dabei geht es von der Annahme aus, daß für es selbst das Primärobjekt nicht mehr zähle. Tatsächlich aber wird das Subjekt nicht nur wegen seiner Ambivalenz immer wieder auf seine Liebesunfähigkeit stoßen, sondern auch, weil die Hypothek der toten Mutter seine Liebe immer und überall belastet. Das Subjekt ist reich, aber weil es nicht über seinen Reichtum verfügt, kann es trotz aller Großzügigkeit nichts geben. Keiner hat es um sein affektives Vermögen gebracht, aber in dessen Genuß kommt es trotzdem nicht.

Im Verlauf der Übertragung kommt die als Abwehr eingesetzte Sexualität, die bislang zu Gange war und immer auch intensive prägenitale Befriedigungen und bemerkenswerte sexuelle Leistungen aufzuweisen hatte, jäh zum Stillstand. Der Analysand sieht sein Sexualleben schwinden oder erlöschen, bis es praktisch nicht mehr existiert. Ihm zufolge handelt es sich weder um eine Hemmung noch um den Verlust sexuellen Verlangens: Nur daß eben einfach keiner mehr begehrenswert sei, und wenn einer es zufällig doch ist, so begehrt er oder sie ihn gerade nicht. Ein Sexualleben, bei dem man sich im Vielerlei verausgabte, zerstreut hatte und das flüchtig gewesen war, bringt nun keine Befriedigung mehr.

Stillgelegt in ihrer Fähigkeit zu lieben, können Subjekte, die unter der Herrschaft einer toten Mutter stehen, nur noch versuchen, Autonomie zu erlangen. Etwas miteinander zu teilen, bleibt ihnen versagt. Damit wechselt die Einsamkeit, bisher als ängstigende Situation vermieden, ihr Vorzeichen. Aus negativer Einsamkeit wird positive Einsamkeit. Früher ihr geflohen, sucht man sie jetzt auf. Das Subjekt richtet sich in seinem Nest ein. Es wird zu seiner eigenen Mutter, bleibt aber Gefangener seiner Lebensökonomie. Es glaubt, seine tote Mutter los zu sein. Tatsäch-

lich aber läßt sie das Subjekt nur insofern in Frieden, als sie selbst in Frieden gelassen wird. Solange kein Nachfolgekandidat existiert, kann sie ihr Kind leicht am Leben lassen, sicher, als einzige im Besitz der unzugänglichen Liebe zu sein.

Dieser kalte Kern brennt wie Eis und anästhesiert wie Eis; aber so sehr die Kälte auch gespürt wird, die Liebe bleibt unverfügbar. Das sind kaum Metaphern. Jene Analysanden klagen darüber, mitten in der Hitze zu frieren. Sie frieren unter der Haut, in den Knochen. Sie fühlen sich, in ihr Leichentuch gehüllt, von einem Todesschauer durchdrungen. Alles nimmt seinen Lauf, als ob die in ihrem Kern durch die tote Mutter eingefrorene Liebe die weitere Entwicklung und den Ödipuskomplex nicht behinderte, ähnlich einer Fixierung im späteren Leben des Individuums, die ja auch überschritten wird. Sie haben ein mehr oder weniger befriedigendes Berufsleben, heiraten, bekommen Kinder. Eine kurze Zeitlang scheint alles in Ordnung. Bald aber, mit der Wiederholung des Konflikts, erweisen sich die beiden wesentlichen Bereiche des Lebens, Liebe und Arbeit, als gescheitert. Das Berufsleben wird, selbst wenn es stark besetzt ist, zu einer enttäuschenden Erfahrung. In den ehelichen Beziehungen kommt es zu tiefen Störungen in der Liebe, der Sexualität und affektiven Kommunikation, wobei letztere am ehesten zu mißglücken scheint. Was die Sexualität angeht, so hängt diese vom mehr oder weniger verzögerten Auftauchen des Komplexes der toten Mutter ab. Sie kann bis zu einem gewissen Grad relativ gut erhalten bleiben. Die Liebe schließlich findet immer nur unvollkommene Erfüllung. Schlimmstenfalls wird sie ganz und gar unmöglich, bestenfalls mehr oder weniger entstellt und gehemmt sein. Von nichts darf es zuviel geben: nicht zuviel Liebe, nicht zuviel Lust, nicht zuviel Vergnügen, während im Gegensatz dazu die elterliche Funktion – wenn auch meistens vom Narzißmus überschattet – überbesetzt ist. Die Kinder werden nur dann geliebt, wenn sie die narzißistischen Ziele erreichen, die die Eltern selbst nicht verwirklichen konnten.

Wir begreifen nun, daß der Komplex der toten Mutter den Ödipus, selbst wenn dieser erreicht oder gar überschritten ist, besonders dramatisch gestaltet. So wird die mütterliche Fixierung etwa die Tochter daran hindern, die Imago des Vaters jemals besetzen zu können, ohne gleichzeitig den Verlust der mütterlichen Liebe fürchten zu müssen, oder aber, falls die Liebe zum Vater weitgehend verdrängt ist, ohne vermeiden zu können, einen bedeutsamen Teil der auf die Mutter projizierten Eigenschaften auf die Vaterimago zu übertragen; nicht die auf die tote Mutter projizierten Eigenschaften, sondern die ihres Gegenteils – die der phalli-

schen Mutter –, deren Struktur ich an anderer Stelle (1968) zu skizzieren versucht habe. Eine ähnliche Imago projiziert auch der Junge auf die Mutter, während der Vater zum Objekt einer wenig strukturbildenden Homosexualität wird, die ein unzugängliches Objekt aus ihm macht, das, entsprechend der üblichen Terminologie, nichtssagend oder geschwächt ist, niedergeschlagen, besiegt von dieser phallischen Mutter. Mit Hilfe der Analität regrediert das Subjekt jedoch nicht einfach vom Ödipus – in all seinen Bedeutungen – rückwärts, sondern schützt sich zugleich mit Hilfe des analen Pfeilers gegen eine orale Regression, in die die tote Mutter immer wieder zurückwirft, da ja der Komplex der toten Mutter und metaphorischer Verlust der Brust einander reflektieren. Immer auch findet man eine Abwehr mittels Realität, gerade als verspüre das Subjekt das Bedürfnis, sich an der Präsenz des Wahrgenommenen als eines Realen – unbeschadet von jeder Projektion – festzuklammern: Da das Subjekt weit davon entfernt ist, sich des Unterschieds zwischen Phantasie und Realität sicher zu sein, muß es beides mit aller Gewalt voneinander abspalten und getrennt halten. Das Phantasma darf nur Phantasma sein, d. h. letztlich hat man es mit der Verleugnung der psychischen Realität zu tun. Sobald Phantasie und Realität sich ineinanderschieben, taucht gewaltige Angst auf. Subjektives und Objektives verschmelzen, was dem Analysanden den Eindruck einer psychotischen Bedrohung vermittelt. Die Ordnung muß um jeden Preis durch eine strukturierende, anale Bezugnahme aufrechterhalten werden: Nur sie ermöglicht, die Spaltung weiterhin funktionstüchtig zu halten und, wichtiger noch, das Subjekt von seiner Erfahrung mit Unbewußtem fernzuhalten. Das heißt, die eigene Psychoanalyse ermöglicht ihm eher, die anderen zu verstehen als klar in sich selbst zu sehen. Daher die unvermeidliche Enttäuschung über die von der Analyse erwarteten Wirkungen, die aber dennoch fast immer auf narzißtische Weise hoch besetzt ist.

Die tote Mutter weigert sich, ihren zweiten Tod zu sterben. Nur zu oft sagt sich der Analytiker: »Diesmal ist es soweit, jetzt ist die Alte endgültig tot, er (oder sie) wird endlich leben, und ich werde etwas aufatmen können.« Da taucht in der Übertragung oder im Leben ein minimales Trauma auf und verleiht der mütterlichen Imago neue Lebenskraft. Sie ist eine Hydra mit tausend Köpfen, und immer wenn man denkt, ihr den Hals abgehauen zu haben, hatte man doch nur einen ihrer Köpfe erwischt. Wo nur befindet sich der Hals des Untiers?

Ein gewohntes Vorurteil will, daß man so tief wie möglich zurückgeht: zur ursprünglichen Brust. Das ist ein Irrtum; dort liegt das grundlegende Phantasma nicht. Denn, so wie die Beziehung mit dem zweiten Ob-

jekt im Ödipus rückwirkend den das Primärobjekt, die Mutter, betreffenden Komplex enthüllt, so läßt sich der Kern des Komplexes nicht dadurch ausschneiden, daß man die orale Beziehung frontal in Angriff nimmt. Die Lösung ist im Prototyp des Ödipus zu finden, in der symbolischen Matrix, die seine Entwicklung möglich macht. Der Komplex der toten Mutter gibt nun sein Geheimnis preis: Ich meine das Phantasma der Urszene.

Vielen Anzeichen zufolge hat die heutige Psychoanalyse – wahrhaftig nur zögernd – begriffen, daß, wenn der Ödipus der unerläßliche strukturelle Bezugspunkt bleibt, seine determinierenden Faktoren nicht unter seinen genetischen oralen, analen oder phallischen Vorläufern – gesehen unter dem Blickwinkel eines realistischen Bezugs (denn Oralität, Analität, Phallizität hängen ja von realen Partialobjektbeziehungen ab) – zu suchen sind und noch weniger in einem generalisierten Phantasma à la Klein, sondern in einem dem Ödipus isomorphen Phantasma: der Urszene. Ich beharre auf der Urszene als Phantasma, um mich klar von der Freudschen Position wie sie im »Wolfsmann« zum Ausdruck kommt, abzugrenzen. Dort fahndet Freud mit dem Ziel einer Polemik gegen Jung nach Beweisen ihrer Realität. Bei der Urszene zählt aber gerade nicht, daß man ihr Zeuge war, sondern, ganz im Gegenteil, daß sie sich in Abwesenheit des Subjekts abgespielt hat.

In dem besonderen Fall, der uns hier beschäftigt, ist das Phantasma der Urszene von entscheidender Bedeutung. Denn wenn immer bestimmte Umstände mit einer Struktur zusammentreffen, die *zwei* Objekte ins Spiel bringt, ist das Subjekt mit Erinnerungsspuren konfrontiert, die den Komplex der toten Mutter betreffen. Diese Erinnerungsspuren sind durch den Besetzungsabzug mit aller Macht verdrängt worden. Sie bleiben sozusagen unerledigt im Subjekt liegen, das an diese den Komplex betreffende Periode nur sehr partielle Erinnerungen behält. Manchmal ist eine Deckerinnerung mit harmlosem Anstrich alles, was davon übrig ist. Das Phantasma der Urszene besetzt diese Spuren nicht nur von neuem, es verleiht ihnen aufgrund der neuen Besetzung auch neue Kraft. Damit wird jene Struktur regelrecht zum *Aufglühen*, ja Aufflammen gebracht und dem Komplex der toten Mutter nachträglich Bedeutung verliehen.

Ein jedes Wiederauftauchen dieses Phantasmas bewirkt eine *projektive Aktualisierung* mit dem Ziel, mit Hilfe der Projektion die narzißtische Wunde zu lindern. Mit projektiver Aktualisierung bezeichne ich einen Prozeß, der das Subjekt nicht nur von seinen inneren Spannungen befreit, indem es diese auf das Objekt projiziert, sondern der darüberhin-

aus eine *aktuelle Wiederbelebung* und nicht nur eine *Wiedererinnerung*, eine aktuelle traumatische und dramatische Wiederholung in Gang setzt. Was bedeutet das für das hier diskutierte Phantasma der Urszene? Einerseits ermißt das Subjekt, welch unüberbrückbarer Abstand es von der Mutter trennt. Dieser Abstand läßt es seine ohnmächtige Wut darüber spüren, daß es einen Kontakt – im striktesten Sinn – mit dem Objekt nicht herzustellen vermag. Andererseits fühlt das Subjekt sich unfähig, seinerseits diese tote Mutter aufzuerwecken, sie zu beseelen, zu beleben. Sein Rivale ist diesmal aber nicht jenes Objekt, das die tote Mutter mit Beschlag belegt hatte, als sie in Trauer versunken war, sondern vielmehr jenes dritte Objekt, das sich, entgegen allen Erwartungen, fähig zeigt, die tote Mutter zu beleben, ihr Lust und Genuß zu verschaffen. Darauf beruht die empörende Situation, die den Verlust der narzißtischen Omnipotenz reaktiviert und das Gefühl einer unermesslichen narzißtischen Ohnmacht auslöst. Begreiflicherweise zieht die Reaktion auf diese Situation eine ganze Reihe einzelner oder gebündelt auftretender Konsequenzen nach sich:

1. Verfolgung durch dieses Phantasma und Haß auf beide Objekte, die sich zum Nachteil des Subjekts entfalten.
2. Die klassische Interpretation der Urszene als einer sadistischen Szene, deren wesentliches Kennzeichen darin besteht, daß die Mutter dabei keineswegs Lust empfindet, sondern leidet oder gar, von der väterlichen Macht bezwungen, gegen ihren Willen Lust verspürt.
3. Eine Variante letzterer Situation. Die Mutter genießt zwar ihre Lust, wird dadurch aber zur grausamen heuchlerischen Schauspielerin, zu einer Art geilen Monsters, was sie viel eher zur Sphinx des Ödipus-Mythos als zur Mutter des Ödipus macht.
4. Wechselnde Identifikation mit beiden Images: mit der toten Mutter, die entweder in ihrer unabänderlichen Position verharret oder sich zu erotischer Erregung sadomasochistischer Art hergibt; mit dem Vater, der die tote Mutter entweder angreift (ein nekrophiles Phantasma) oder sie in der sexuellen Beziehung wiederbelebt. Meistens wechselt das Subjekt, je nach momentaner Situation, beide Identifikationen.
5. Abzug der erotischen und aggressiven Libido von der Szene zugunsten einer intensiven intellektuellen Aktivität, die angesichts dieser verwirrenden Situation der narzißtischen Restitution dient. Dabei führt die Suche nach dem aufs Neue verlorenen Sinn zur Ausarbeitung einer Sexualtheorie und stimuliert eine ausgedehnte »intellektuelle« Aktivität, die die verletzte narzißtische Omnipotenz wiederherstellt, indem sie die libidinösen Befriedigungen zum Opfer bringt. Eine andere Lösung: die

künstlerische Schöpfung als Aufhänger für ein Phantasma der Selbstgenügsamkeit.

6. Verleugnung des gesamten Phantasmas bei gleichzeitiger verstärkter Besetzung der Unwissenheit all dessen, was an die sexuelle Beziehung rührt; was zur Folge hat, daß die Leere der toten Mutter mit der Auslöschung der Szene für das Subjekt zusammenfallen. Das Phantasma der Urszene wird zum zentralen Angelpunkt in seinem Leben und verdeckt mit seinem Schatten den Komplex der toten Mutter. Es entwickelt sich in zwei Richtungen: vorwärts und rückwärts.

Vorwärts bedeutet das Phantasma eine Antizipation des Ödipus, der damit im Sinne einer Abwehrmaßnahme gegen die aus der Urszene resultierende Angst erlebt wird. Die drei antierotischen Faktoren, d. h. Haß, Homosexualität und Narzißmus wirken mit vereinten Kräften zusammen, so daß der Ödipus sich mangelhaft strukturiert.

Nach rückwärts wird die Beziehung zur Brust Gegenstand einer radikalen Neuinterpretation. Nachträglich erst gewinnt diese ihre besondere Bedeutung. Die weiße Trauer der Mutter verweist zurück auf die Brust, die, oberflächlich gesehen, mit destruktiven Projektionen aufgeladen ist. Tatsächlich aber handelt es sich weniger um eine böse Brust, die nichts gegeben hat, als vielmehr um eine Brust, die selbst dann, wenn sie gegeben wird, abwesend, nicht aber verloren war: eine abwesende Brust also, absorbiert von der Sehnsucht nach einer traurig vermißten Beziehung. Eine Brust, die nicht erfüllt ist und nicht erfüllen kann, was zur Folge hat, daß die Wiederbesetzung der glücklichen Beziehung zur Brust, wie sie es vor Erscheinen des Komplexes der toten Mutter war, nunmehr vom Zeichen der Vergänglichkeit und der drohenden Katastrophe befallen ist. Ja, es ist sogar eine *falsche Brust*, von einem *falschen Selbst* getragen, die ein *falsches Baby* nährt. Jenes Glück war eine Täuschung. »Nie bin ich geliebt worden« wird zur neuen Devise, an die das Subjekt sich hinfort klammert und mit aller Macht in seinem späteren Liebesleben unter Beweis zu stellen versucht. So gesehen geht es um eine unmögliche Trauer, weshalb der metaphorische Verlust der Brust nicht erarbeitet werden kann. An dieser Stelle ist eine Präzisierung zum Thema oraler kannibalistischer Phantasien angezeigt. Anders als in der Melancholie, kommt es hier nicht zu einer Regression auf jene Phase. Vielmehr geht es vor allem um die Identifikation mit der toten Mutter auf einer oralen Beziehungsebene sowie um Abwehrmaßnahmen, die diese in Gang setzt, weil das Subjekt fürchtet, das Objekt am Ende noch gänzlich zu verlieren oder von der Leere überflutet zu werden.

Die Analyse der Übertragung durch diese drei Positionen hindurch

kann dazu führen, daß das ursprüngliche Glück, wie es vor dem Auftauchen des Komplexes der toten Mutter bestanden hatte, wiedergefunden wird. Das braucht viel Zeit und man muß immer wieder von vorn beginnen, bevor es zur Entscheidung kommt, d. h. bevor die weiße Trauer und ihre Resonanzen in der Kastrationsangst es zulassen, daß diese Trauer schließlich in die Übertragungswiederholung einer glücklichen Beziehung mit einer endlich lebendigen und den Vater begehrenden Mutter mündet. Dieses Resultat gelingt über die Analyse der narzißtischen Kränkung, die das Kind während der mütterlichen Trauer verzehrt hat.

Besonderheiten der Übertragung

Ich kann nicht ausführlich auf die technischen Implikationen eingehen, die Psychoanalysen aufwerfen, in deren Übertragung sich der Komplex der toten Mutter identifizieren läßt. Die Übertragung weist merckliche Besonderheiten auf. Die Analyse – eher als der Analytiker – wird vom Patienten intensiv besetzt. Nicht, daß der Analytiker überhaupt nicht besetzt wäre, aber die Besetzung des Übertragungsobjektes – auch wenn sie sich durch die ganze Skala des libidinösen Spektrums zu bewegen scheint – ist doch fest verankert in einem eindeutig narzißtischen Muster. Dies drückt sich oft nur – jenseits offensichtlicher Bekundungen hochdramatisierter Affekte – in einer geheimen Zurücknahme des Affekts aus, die ihrerseits durch eine typische Rationalisierung gerechtfertigt wird, etwa so: »Ich weiß ja, daß die Übertragung eine Täuschung und alles mit Ihnen im Namen der Realität tatsächlich unmöglich ist – was also soll das Ganze?« Diese Position wird von einer Idealisierung begleitet, wobei das idealisierte Bild des Analytikers als solches zwar festgehalten und doch zugleich verführt werden muß, um sein Interesse und seine Bewunderung hervorzurufen.

Die Verführung geschieht in Form einer intellektuellen Suche nach dem verlorenen Sinn. Sie befriedigt den intellektuellen Narzißmus und ist zugleich eine dem Analytiker dargebrachte wertvolle Opfergabe. Das um so mehr, als diese Aktivität Hand in Hand geht mit einem großen Vorstellungsreichtum und einer bemerkenswerten Fähigkeit zur Selbstinterpretation, die wiederum in Kontrast steht zu ihrer geringen Wirkung auf das Leben des Patienten, das sich, vor allem auf der affektiven Ebene, kaum ändert.

Die Sprache des Analysanden nimmt hier oft eine rhetorische Form an; seine Erzählung folgt dem narrativen Stil (vgl. Green, 1983, Kap. 1). Damit sollen im Analytiker Gefühle hervorgerufen werden, die ihn ins

Spiel einbeziehen und als Zeugen gewinnen. Der Analysand berichtet über Konflikte, denen er draußen begegnet ist, ähnlich einem Kind, das seiner Mutter den Tagesablauf in der Schule und die tausend kleinen Ereignisse, die es erlebt hat, erzählt, um ihr Interesse zu erregen und sie an allem teilnehmen zu lassen, was es in ihrer Abwesenheit erfahren hat.

Man kann leicht erraten, daß der narrative Stil nur wenig assoziativ ist. Tauchen dennoch Assoziationen auf, dann mit jener diskreten Rückzugsbewegung, gerade als handle es sich um die Analyse eines in der Sitzung gar nicht anwesenden Anderen. Das Subjekt koppelt sich ab, hält sich heraus, um nicht vom Affekt, der mehr ein Nacherleben als eine Erinnerung ist, überwältigt zu werden. Gibt es dem Affekt dann endlich nach, zeigt sich die nackte Verzweiflung.

In der Übertragung lassen sich zwei hervorstechende Merkmale erkennen. Das erste ist die Nicht-Beherrschung der Triebe: Das Subjekt kann auf den Inzest nicht verzichten und folglich nicht mit der mütterlichen Trauer einverstanden sein. Das zweite, gewiß auffallendere Merkmal ist, daß die Analyse die Leere induziert: Das heißt, sobald es dem Analytiker gelungen ist, an ein wesentliches Element des Kernkomplexes der toten Mutter zu rühren, fühlt sich das Subjekt für einen kurzen Moment entleert, weiß wie ein leeres Blatt, als ob es um das Objekt, das Lückenbüßer und Halt ist, gebracht sei. Hinter dem Komplex der toten Mutter, hinter der weißen Trauer der Mutter, läßt sich die ungeheure Leidenschaft erraten, deren Objekt sie ist und bleibt, ein Objekt allerdings, das aus seiner Trauer eine unmögliche Erfahrung macht. Die gesamte Struktur des Subjekts zielt auf ein grundlegendes Phantasma: Die tote Mutter zu nähren, um sie sich in einer lebenslangen Einbalsamierung zu erhalten. Und genau das macht der Analysand mit dem Analytiker: Er nährt ihn mit der Analyse, nicht, um sich selber zu helfen, einmal außerhalb der Analyse leben zu können, sondern um sie in einen unendlichen Prozeß zu verlängern. Denn das Subjekt will Richtstern der Mutter sein, ideales Kind, das den Platz eines idealisierten Toten, des Rivalen, einnimmt, der zwangsläufig unbesiegbar bleibt, weil er nicht lebendig und damit unvollkommen, begrenzt und endlich ist.

Die Übertragung ist der geometrische Ort für jene Verdichtungen und Verschiebungen, die zwischen dem Phantasma der Urszene, dem Ödipuskomplex und der oralen Beziehung hin- und herspielen und die aus einer doppelten Einschreibung bestehen: einer peripheren, irreführenden Einschreibung sowie einer zentralen, echten Einschreibung, welche um die weiße Trauer der toten Mutter kreist. Im wesentlichen verlorengegangen ist hier der Kontakt mit der Mutter, der aber dennoch auf ge-

heime Weise in den Tiefen der Seele erhalten ist: Alle Versuche, sie durch ein Ersatzobjekt zu ersetzen, sind zum Scheitern verurteilt.

Der Komplex der toten Mutter stellt den Analytiker vor die Wahl zwischen zwei technischen Haltungen. Die erste ist die klassische Lösung. Sie birgt die Gefahr, die Beziehung zur toten Mutter durch Schweigen zu wiederholen. Wenn dabei der Komplex der toten Mutter nicht bemerkt wird, läuft die Analyse Gefahr, entweder in tödlicher Langeweile unterzugehen oder sich der Illusion eines endlich wiedergefundenen libidinösen Lebens hinzugeben. Auf jeden Fall dürfte die Zeit der Verzweiflung nicht zu umgehen und die Desillusionierung hart sein. Die zweite, von mir bevorzugte Lösung benutzt das Setting als Übergangsraum und macht aus dem Analytiker ein lebendiges Objekt, dessen Wachheit und Interesse durch seinen Analysanden stimuliert wird und der seine Lebendigkeit mit Hilfe assoziativer Verbindungen, die er dem Analysanden mitteilt, bezeugt, ohne doch jemals seine Neutralität aufzugeben. Denn die Fähigkeit, Desillusionierung zu ertragen, hängt weitgehend davon ab, ob sich der Analysand vom Analytiker narzißtisch besetzt fühlen kann. So ist es unbedingt nötig, daß jener wachsam den Äußerungen des Patienten folgt, ohne je in eindringendes Deuten zu verfallen. Es ist niemals eindringend, durch vorbewußte Unterstützung von Tertiärprozessen (vgl. Green, 1972) zustandgekommene Verbindungen herzustellen. So läßt sich vermeiden, kurzschlußartig an das unbewußte Phantasma zu rühren. Und wenn der Patient dennoch das Gefühl eines Eindringens hat, kann man ihm, ohne ihn übermäßig zu traumatisieren, durchaus zeigen, welche Rolle dies für die Abwehr einer als ängstigend erlebten Lust spielt.

Denn begreiflicherweise wird gerade Passivität als konflikthaft erlebt: Passivität oder Passivierung als primäre Weiblichkeit, eine Weiblichkeit, die Mutter und Kind gemeinsam ist; die weiße Trauer der toten Mutter als gemeinsamer Körper aller vergangenen Lieben.

Wenn die Analyse diesen mit der toten Mutter identifizierten Teil des Kindes zumindest teilweise zum Leben erweckt hat, kommt es zu einer seltsamen Umkehrung. Die zurückgekehrte Vitalität bleibt in einer in Fesseln liegenden Identifikation gefangen. Was dann passiert, ist nicht leicht zu interpretieren. Die ehemalige Abhängigkeit des Kindes von der Mutter, in der das Kleine noch ganz auf den Erwachsenen angewiesen ist, verkehrt sich ins Gegenteil. Von da an ist die Verbindung zwischen Kind und toter Mutter – wie bei einem Handschuh – umgestülpt. Das genesene Kind verdankt seine Gesundheit der teilweisen Wiederherstellung der immer noch kranken Mutter. Das zeigt sich daran, daß nun –

umgekehrt – die Mutter vom Kind abhängt. Diese Bewegung scheint mir von dem abzuweichen, was man gemeinhin mit dem Begriff der Wiedergutmachung beschreibt. Denn es handelt sich nicht um positive, von einem Schuldgefühl zeugende Aktionen, sondern vielmehr um ein Opfer, bei dem die Vitalität auf dem Altar der Mutter dargebracht und darauf verzichtet wird, die neuerworbenen Fähigkeiten des Ich zum Erwerb möglicher Lusterfahrungen einzusetzen. Der Analytiker muß also dem Analysanden deuten, daß alles so abliefe, als ziele die ganze Aktivität des Subjekts nur darauf, der Analyse Gelegenheit zur Deutung zu verschaffen, was mehr dem Analytiker als ihm selbst zugute käme, gerade als sei es der Analytiker, der den Analysanden brauche – ganz im Gegensatz zum früheren Geschehen. Wie ist diese Veränderung zu erklären? Hinter der manifesten Situation steht ein umgekehrtes Vampir-Phantasma. Der Patient verbringt sein Leben damit, seinen Toten zu versorgen, gerade als sei einzig und allein er dafür zuständig. Als Grabwächter und einziger Besitzer des Schlüssels zur Gruft erfüllt er seine Pflegeelternfunktion im Geheimen. Er hält die tote Mutter gefangen, die auf diese Weise ganz sein eigen bleibt. Die Mutter ist zum Kind des Kindes geworden. Damit liegt es an ihm, die narzißtische Wunde zu reparieren.

Hier zeigt nun sich ein Paradoxon: Wenn die Mutter in Trauer ist und tot, ist sie für das Subjekt zwar verloren, aber so traurig und betrübt sie auch sein mag, ist sie doch wenigstens da. Anwesend als Tote zwar, aber immerhin anwesend. Das Subjekt kann für sie sorgen, kann versuchen, sie zu erwecken, zu beleben, sie zu heilen. Wenn sie dagegen – gesund geworden – wach und lebendig ist und lebt, verliert das Subjekt sie ein weiteres Mal: Sie läßt es im Stich, um ihren Angelegenheiten nachzugehen und andere Objekte zu besetzen. Man hat es also mit einem Subjekt zu tun, das zwischen zwei Verlusten gefangen ist: dem Tod in der Anwesenheit oder der Abwesenheit im Leben. Daher die extreme Ambivalenz gegenüber dem Wunsch, die Mutter lebendig werden zu lassen.

Metapsychologische Hypothesen: Die Auslöschung des Primärobjekts und die rahmengebende Struktur

Die neuere klinische Psychoanalyse hat sich darum bemüht, die Eigenschaften der allerfrühesten mütterlichen Imago genauer zu definieren. In dieser Hinsicht hat Melanie Kleins Werk einen Wandel in der Theorie vollzogen, auch wenn sie sich einseitig um das innere Objekt kümmert, wie sie es sich aufgrund ihrer Analysen mit Kindern und psychotisch strukturierten Erwachsenen vorstellt und dabei jenen Teil, den die Mut-

ter zur Entstehung ihrer Imago beiträgt, unberücksichtigt läßt. Aus diesem Versäumnis ist Winnicotts Arbeit hervorgegangen. Ohne Winnicotts Ansichten zu teilen, haben Melanie Kleins Schüler – allen voran Bion – erkannt, daß sie ihre Vorstellungen an diesem Punkt zu korrigieren hatten. Im Grunde hat Melanie Klein das Thema der angeborenen Anlagen – bezogen auf die Macht der Lebens- und Todestriebe beim Säugling – ein für allemal erledigt, wobei die mütterliche Variable sozusagen aus dem Spiel bleibt. Damit steht sie in der Nachfolge Freuds.

Die Kleinianischen Beiträge arbeiten vor allem das böse Objekt betreffende Projektionen heraus. Bis zu einem gewissen Grad ist das gerechtfertigt. Freud bestreitet ja ihre Authentizität, und man hat oft darauf hingewiesen, wie konsequent er die »böse Mutter« im Dunkeln läßt und wie unerschütterlich er an dem Glauben eines quasi paradiesischen Charakters der Verbindung zwischen Mutter und Säugling festhält. So fiel es Melanie Klein zu, dieses unvollständige und einseitige Bild der Mutter-Kind-Beziehung zu retuschieren, was ihr um so leichter fiel, als die von ihr analysierten Kinder und Erwachsenen meist manisch depressiv oder psychotisch strukturiert waren und die hier thematisierten Projektionen in aller Deutlichkeit erkennen ließen. Eine reiche Literatur schildert mit großem Eifer die allgegenwärtige innere Brust, die das Kind mit Vernichtung, Zerstückelung und allen Arten infernalischer Mißhandlung bedroht und die eine Spiegelbeziehung mit dem Baby verbindet, das sich seinerseits, so gut es kann, mit Hilfe von Projektionen verteidigt. Wenn die schizo-paranoide Phase der depressiven Platz macht, zeigt sich gleichzeitig mit der Objekt und Ich gemeinsam betreffende Vereinheitlichung deren grundlegende Eigenschaft: Die projektive Aktivität hört zunehmend auf, die Verantwortungsfähigkeit des Kindes nimmt zu, so daß es die Last seiner aggressiven Triebe auf sich nehmen kann. Im Zuge dieser Entwicklung beginnt das Kind das mütterliche Objekt schonend zu behandeln, sich um es zu sorgen und seinen Verlust zu fürchten. Denn nun schreibt es, kraft der Wirkung einer archaischen Schuld und mit dem Ziel der Wiedergutmachung, seine Destruktivität sich selbst zu. Deshalb kommt es weniger denn je in Frage, die Mutter für irgend etwas verantwortlich zu machen.

Obwohl bei der hier beschriebenen Konfiguration Spuren des bösen Objekts als Quelle von Haß durchaus fortbestehen können, vermute ich, daß aufgrund einer primären devitalisierten Mutter-Imago feindselige Züge sekundär sind. Die Mutterimago ist devitalisiert aufgrund einer Spiegelreaktion des Kindes, das durch die Trauer des mütterlichen Objekts in Mitleidenschaft gezogen ist. Dies veranlaßt uns, eine bereits

angedeutete Hypothese zu entwickeln. Wenn die Bedingungen für die unvermeidbare Trennung zwischen Mutter und Kind günstig sind, kommt es im Ich zu einer entscheidenden Veränderung. Das mütterliche Objekt wird in seiner Eigenschaft als primäres Objekt der Verschmelzung ausgelöscht. Es macht den charakteristischen Besetzungen des Ich Platz, die ihrerseits Grundlage seines persönlichen Narzißmus bilden. Die Auslöschung der Mutter bringt das Primärobjekt aber nicht wirklich zum Verschwinden. Vielmehr wird es, da es die negative Halluzination der Mutter schützt, zur rahmengebenden Struktur des Ich. Vorstellungen von der Mutter gibt es natürlich weiterhin: Sie werden in das Innere der rahmengebenden Struktur projiziert, und zwar auf die Hintergrundleinwand der negativen Halluzination des Primärobjektes. Allerdings sind es nun keine *Rahmen-Vorstellungen* mehr, oder besser, Vorstellungen, die den Beitrag von Mutter und Kind miteinander verschmelzen. Ebenso wenig sind es noch Vorstellungen, deren Affekte eine vitale, für die Existenz des Babys unentbehrliche Eigenschaft ausdrücken. Jene primitiven Vorstellungen verdienen kaum den Namen einer Vorstellung. Viel eher sind es Mixturen aus wenig umrissenen Vorstellungen, zweifellos mehr in der Art einer Halluzination als einer Vorstellung, mit Affektladungen, die man fast affektive Halluzinationen nennen könnte. Solche kommen sowohl beim Warten auf die erhoffte Befriedigung wie auch im Mangelzustand vor. Ein länger andauernder Mangel hat Zorn, Wut und später eine katastrophische Verzweiflung zur Folge. Die Auslöschung des mütterlichen Objekts und seine Transformation in die rahmengebende Struktur ist dann erreicht, wenn die Liebe des Objekts sicher genug ist, die Rolle jenes Behälters für den Vorstellungsraum zu spielen, der damit nicht mehr vom Zusammenbruch bedroht ist. Er kann sich gegenüber dem Warten und der vorübergehenden Depression behaupten, da das Kind sich vom mütterlichen Objekt gehalten fühlt, selbst wenn dieses nicht mehr da ist. Der Rahmen bietet, aufs Ganze gesehen, eine Garantie für die mütterliche Anwesenheit in ihrer Abwesenheit und kann mit Phantasmen aller Art gefüllt werden, bis hin zu heftigen aggressiven Phantasien, die jenen Behälter aber nicht mehr in Gefahr bringen können. Der auf diese Weise eingerahmte Raum bildet die Empfangsstation des Ich und grenzt ein leeres Feld ab, das von erotischen und aggressiven Besetzungen in Form von Objektvorstellungen eingenommen werden kann. Diese Leere wird vom Subjekt, da die Libido den psychischen Raum besetzt hält, niemals wahrgenommen. Sie ist aber primordiale Matrix für alle künftigen Besetzungen. Wenn ein Trauma wie das der weißen Trauer das Kind überkommt, noch

bevor es diesen Rahmen in ausreichend sicherer Form ausgebildet hat, ist das, was im Ich entsteht, kein psychischer Platz, der auch verfügbar wäre. Das Ich wird zwar von der rahmengebenden Struktur begrenzt. Diese umschließt aber einen konflikthaften Raum, dessen Kraftfeld das mütterliche Bild festhalten soll und deshalb gegen sein Entschwinden ankämpft. Abwechselnd leben Erinnerungsspuren der verlorenen Liebe und der Verlusterfahrung wieder auf, was sich als Sehnsucht bzw. als Empfindung einer schmerzhaften Leere äußert. Dieses Wechselspiel reproduziert den sehr alten Konflikt einer primären Verdrängung, die insofern mißglückt ist, als das Auslöschen des ursprünglichen Objekts nicht zu einer akzeptablen Erfahrung werden konnte bzw. einer Erfahrung, die von beiden Teilen der ehemaligen Mutter-Kind-Symbiose in gegenseitiger Übereinstimmung akzeptiert worden ist.

Die Diskussionen, die den Antagonismus zwischen primärem Narzißmus und primärer Objektliebe thematisieren, sind möglicherweise inzwischen gegenstandslos. Daß die primäre Objektliebe für einen beobachtenden Dritten ohne weiteres feststellbar ist, läßt sich kaum bestreiten. Hingegen läßt sich fast nie erkennen, wie diese Liebe vom kindlichen Standpunkt aus anders als narzißtisch sein könnte. Aufgrund der dem primären Narzißmus zugeschriebenen unterschiedlichen Bedeutungen ist die Debatte undurchsichtig. Wenn man eine frühe Beziehungsform beschreiben will, bei der ausdrücklich alle Besetzungen vom Kind ausgehen – abweichend vielleicht vom Autoerotismus, der bereits bestimmte erogene Zonen am Körper des Babys für sich auserwählt hat –, ist damit tatsächlich wohl eine charakteristische primärnarzißtische Struktur anfänglicher Besetzungsformen erfaßt. Reserviert man jedoch den Begriff des primären Narzißmus für die Realisierung eines Einheitsgefühls, das sich nach der Phase, in der die Zerstückelung dominiert, einstellt, dann muß man allerdings primären Narzißmus und Objektliebe als zwei unterschiedliche Besetzungsformen begreifen, die sich um entgegengesetzte und getrennte Polaritäten zentrieren. Ich für meinen Teil sehe darin zwei sukzessive Momente unserer mythischen Konstruktion des psychischen Apparats und neige zu der Überlegung, daß der allerfrüheste primäre Narzißmus auf eine konfuse Weise *alle* Besetzungen umfaßt, primäre Objektliebe und selbst das, was man symmetrischerweise primären Objekthaß nennen könnte, darin eingeschlossen; denn Form und Beschaffenheit dieser Besetzungen sind durch die anfängliche Ununterscheidbarkeit von Subjekt-Objekt gekennzeichnet. Davon kann man, wenn die Trennung vollzogen ist, einen späteren primären Narzißmus abgrenzen, der im Gegensatz zu den Objektbesetzungen die alleinigen Besetzungen des Ich bezeichnet.

Zur Vervollständigung füge ich meine Überlegung hinzu, einen positiven primären (auf Eros zurückgehenden), nach Einheit und Identität strebenden Narzißmus von einem negativen primären (auf die Destruktionstribe zurückgehenden) Narzißmus zu unterscheiden, der sich nicht im Haß gegenüber dem Objekt manifestiert – welcher sich durchaus mit der Rückwendung des positiven primären Narzißmus verträgt –, sondern in der Tendenz des Ich, seine Einheit aufzulösen und zum Nullpunkt zu streben. Das manifestiert sich dann im Gefühl der Leere.

Was wir hier als »Komplex der toten Mutter« beschrieben haben, hilft uns die Abweichungen eines günstigen Entwicklungsverlaufs verstehen. Dabei haben wir es mit dem Scheitern der individuierenden Separationserfahrung (Mahler) zu tun, in dessen Verlauf das noch junge Ich, anstatt die Empfangsstätte für die der Separation nachfolgenden Besetzungen zu schaffen, sich darauf versteift, das Primärobjekt festzuhalten und damit seinen Verlust in der Wiederholung immer wieder aufs Neue erlebt. Die Folge ist auf der Ebene des primären, noch mit dem Objekt vermischten Ich das Gefühl einer narzißtischen Entleerung, die sich phänomenologisch in der für die Depression so charakteristischen Leere äußert und immer Resultat einer narzißtischen Kränkung mit Libidoschwund ist. Wie ausgeführt, ist in diesem Moment die gesamte Libido vom Narzißmus eingenommen, so daß es immer zu einem, auf der Ebene des Ich erlebten narzißtischen Verlust kommt.

Das Objekt ist »tot« (im Sinn von nicht lebendig, auch wenn kein realer Tod eingetreten ist). Deshalb reißt es das Ich mit sich in ein verlassenes, tödliches Universum. Die weiße Trauer der Mutter verursacht die weiße Trauer des Kindes, wenn ein Teil des kindlichen Ich in der mütterlichen Nekropole begraben wird. Die tote Mutter nähren zu wollen, bedeutet nichts anderes, als an der allerfrühesten Liebe unter dem Siegel des Geheimnisses festzuhalten, einer Liebe, die durch die primäre Verdrängung der nur ungenügend vollzogenen Trennung zwischen den beiden Partnern der ersten Verschmelzung verschüttet worden ist.¹

¹ Hier darf ein Hinweis auf die interessanten Arbeiten von N. Abraham (1978) und Torok (1968) nicht fehlen. Unsere Auffassungen überschneiden sich an zahlreichen Punkten. Sie unterscheiden sich jedoch in den Überlegungen zu einem mir besonders wichtig erscheinenden Thema: der klinischen und metapsychologischen Bedeutung der Leere. Meine Überlegungen habe ich auf dem Boden kontinuierlicher Reflexion entwickelt: Zuerst habe ich den heuristischen Wert der negativen Halluzination präzisiert. Dann habe ich, zusammen mit I. L. Donnet, das Konzept der »weißen Psychose« vorgelegt und darin versucht, die »weiße Trauer« zu beleuchten. Im Unterschied zu Abraham und Torok, die sich im wesentlichen mit dem Verhältnis von Inkorporation/Introjektion und ihren kryptischen Wirkungen befassen, ist bei mir der Narzißmus Achse meiner theoretischen Überlegungen.

Psychoanalytiker werden in der Beschreibung des Komplexes der toten Mutter unschwer eine vertraute klinische Konfiguration erkennen, auch wenn sie in diesem oder jenem Merkmal von meiner eigenen Darstellung abweichen mag. Da die psychoanalytische Theorie aus begrenzten Beobachtungen erarbeitet wird, ist es gut denkbar, daß meine Beschreibung ausreichend verallgemeinerbare Merkmale aufweist, die sich mit der Erfahrung anderer überschneiden. Zugleich mag sie jedoch besondere Züge tragen, die nur den Patienten meiner Analyse eignen. Darüberhinaus ist es durchaus möglich, daß der hier in seiner Struktur skizzierte Komplex der toten Mutter in einer viel rudimentäreren Form auftreten kann. So wäre zu überlegen, ob die hier angedeutete traumatische Erfahrung nicht auch diskreter verlaufen oder erst später eintreten könnte, in einem Moment, in dem das Kind bereits fähig ist, deren Folgen zu ertragen und mit einer lediglich partiellen, gemäßigten und leichter zu überwindenden Depression beschieden wäre.

Es mag verwundern, daß ich in einer Zeit, in der die Psychoanalyse die Schicksale der intrapsychischen Organisation betont und gegenüber der Rolle eines mütterlichen Traumas eher zurückhaltend ist, diesem letzteren dennoch eine so große Bedeutung beimesse. Wie zu Beginn dieser Arbeit gezeigt, ist die depressive Position inzwischen bei allen Autoren anerkannt, wie auch immer man sie erklären mag. Im Gegensatz dazu sind seit langem die depressiven Auswirkungen vorzeitiger Trennungen zwischen Mutter und Kind beschrieben; eine eindeutige Entsprechung zwischen der Bedeutung des Traumas und den depressiven Manifestationen wurde jedoch nicht hergestellt. Im Komplex der toten Mutter kann die Situation weder auf die Ebene einer allgemeinen depressiven Position reduziert noch dem schweren Trauma einer realen Trennung gleichgestellt werden. In den von mir beschriebenen Beispielen gab es keine tatsächliche Unterbrechung in der Kontinuität der Mutter-Kind-Beziehung. Dagegen gab es, unabhängig von der spontanen Entwicklung zur depressiven Position, einen wichtigen mütterlichen Anteil, der die Auflösung der depressiven Phase dadurch störte, daß er den Konflikt durch die Realität eines mütterlichen Besetzungsabzuges komplizierte, wobei jener Rückzug für das Kind ausreichend stark wahrnehmbar gewesen sein muß, so daß sein Narzißmus verletzt werden konnte. Diese Konfiguration scheint mir mit Freuds Ätiologie der Neurosen – im weiteren Sinn – übereinzustimmen, wonach sich die psychische Konstitution des Kindes aus einer Kombination seiner persönlichen Anlagen mit den Ereignissen in der frühen Kindheit herausbildet.

Freud und die tote Mutter

Ausgangspunkt dieser Arbeit ist die derzeitige aus Freuds Werk hervorgegangene klinische Erfahrung. Anstatt wie üblich vorzugehen, d.h. erst einmal zu schauen, was einen neuen Gesichtspunkt in Freuds Werk garantieren könnte, habe ich es umgekehrt gemacht und dieses Kapitel für den Schluß aufgehoben. Um die Wahrheit zu sagen, ließ erst kurz vor dem Ende meines Wegs die Verdrängung in mir nach. Ich begann mich nachträglich zu erinnern, welche Ausführungen Freuds sich auf meine Überlegungen beziehen lassen. Nicht in *Trauer und Melancholie* (1917), sondern in der *Traumdeutung* (1900) habe ich meine Freudsche Abstützung gefunden.

Im letzten Kapitel der *Traumdeutung* erzählt Freud (S.589) bereits in der ersten Ausgabe anlässlich des Themas »Erwachen durch den Traum« einen letzten persönlichen Traum. Es geht um den Traum, den man den »Traum von der geliebten Mutter« nennt, und den Freud als einzigen Kindheitstraum nicht nur in dieser Arbeit, sondern auch in seinen Briefen erwähnt. Hinsichtlich unserer Fragestellung war es Fließ, der aufgrund seiner seelischen Taubheit zu einer der toten Mütter Freuds wurde. Anzieu (1975) hat dies mit Hilfe der Interpretationen von Rosenfeld und Grinstein (1968) in bemerkenswerter Weise analysiert. Ich kann hier nicht auf alle Einzelheiten und die vielfältigen Deutungen dieses Traums eingehen. Es sei nur an seinen manifesten Inhalt erinnert. Dieser zeigt ihm »die geliebte Mutter mit eigentümlich ruhigem, schlafendem Gesichtsausdruck, die von zwei (oder drei) Personen mit Vogelschnäbeln ins Zimmer getragen und aufs Bett gelegt wird« (Freud, 1900, S. 89). Der Träumer erwacht weinend und schreiend und weckt seinerseits die Eltern. Es handelt sich also um einen Angsttraum, der durch ein jähes Erwachen unterbrochen wird. In der Analyse des Traums betonen die Traumdeuter nicht ausreichend, allen voran Freud selbst, daß es sich um einen Traum handelt, der nicht geträumt werden konnte; um einen Traum also, der ein Traum hätte sein können, aber nicht ist, da er nicht zu Ende ging und dessen Ende noch zu erfinden wäre. Welche von den »zwei (oder drei) Personen« – verräterisches und bedeutsames Zögern! – wird die Mutter in ihrem Schlaf einholen? Der Träumer in seiner Ungeißheit kann es nicht mehr aushalten. Er unterbricht, aufs Mal zwei Fliegen mit einer Klappe schlagend, Traum und Schlaf der Eltern zugleich. Die detaillierte Analyse des Traums, sowohl die Freuds als auch seiner Kommentatoren, stößt auf die Verbindung zweier Themen: Tod der Mutter und Sexualverkehr. Finden wir hier nicht meine Hypothese

von der Beziehung zwischen toter Mutter, Phantasma der Urszene und Ödipuskomplex bestätigt, wenn an dieser Stelle, außer dem Objekt des Begehrens, noch weitere zwei oder drei Personen mit Vogelschnäbeln ins Spiel gebracht werden?

Die Assoziationen verdeutlichen die Herkunft dieser Personen: Sie sind der Philippson-Bibel entliehen. Dank Grinsteins Untersuchung (1968) ist es möglich, die genannte Vorstellung an Figur 15 der vom Vater stammenden Bibel festzumachen, eine Illustration, die zum Objekt einer Verdichtung wird. Tatsächlich handelt es sich bei dieser Illustration nicht um Götter mit Sperberköpfen (Freuds erste Assoziation), sondern um Pharaonen aus Niederägypten – ich betone *Nieder* –, während die Vögel dem Bettpfosten aufgesetzt sind. Ich halte diese Verdichtung für bedeutsam, denn sie verschiebt die Vögel vom Bett der Mutter auf den Kopf der Personen, die an dieser Stelle zwei und nicht drei sind. Demnach könnte die Mutter vielleicht mit einem Vogelpenis ausgestattet sein. Ein Text erläutert den Bibelspruch: »König David folgt der Sänfte« (des Abner). Dieser Text ist, wie Anzieu bemerkt, voller Themen über Inzest sowie Vater- und *Brudermord*.

Anzieu deutet – mir scheint zu Recht – die beiden Personen als ein großväterliches und ein väterliches Bild, nämlich als Darstellungen von Jakob Freud und Philipp, Freuds jüngstem Halbbruder. Und zwar deshalb, weil, wie alle Welt weiß, der 1836 geborene Philipp nur ein paar Jahre jünger war als Freuds Mutter und weil die Kinder Emmanuels, dem älteren Halbbruder, Freuds Spielgefährten waren. Die tote Mutter ähnelt im Traum dem Großvater mütterlicherseits auf dem Sterbebett am 3. Oktober 1865, als Sigmund Freud 9½ alt war. Demnach gibt es eine mütterliche Trauer, die sich auf die Beziehung zwischen Amalia Freud und ihren Sohn ausgewirkt haben mag. Kommentatoren haben sich immer über die falsche Datierung des Traums gewundert. Freud hat sie nie richtiggestellt. Er soll diesen Traum im Alter von sieben oder acht Jahren gehabt haben, also eineinhalb oder zwei Jahre vor dem Tod des Großvaters mütterlicherseits, was wiederum nicht sein kann. Meistens beschränkt man sich darauf, den Irrtum zu korrigieren, ohne weiter nachzufragen. Ich meinerseits bin versucht, die Fehlleistung als aufschlußreichen Hinweis so zu nehmen, daß es hier möglicherweise nicht um die Trauer um den Großvater mütterlicherseits, sondern um eine frühere Trauer geht. Die bedeutsame Abweichung des Irrtums – eineinhalb bis zwei Jahre – verweist auf eine andere Trauer der Mutter, nämlich auf die Trauer um den jüngeren Bruder Freuds, Julius, der geboren wurde, als Sigmund 17 Monate (fast eineinhalb Jahre), und der starb, als er 23 Monate (fast 2 Jahre)

alt war. Daher die doppelte Auslegung: »zwei (oder drei) Personen«, entweder Jakob und Philipp oder Jakob, Philipp und Philippson: Julius, Sohn des Philipp, denn im Jahre 1859 mußte Freud fürchten – er war drei Jahre alt –, seine Mutter könne von neuem schwanger sein wie die Nanja: Er fürchtete auch, Philipp könne sie in den Kasten eingeschlossen, »eingekastelt«, im vulgären Sinn: »eingelocht« haben.

Nebenbei möchte ich anmerken, aus welchem Grund Freuds junger Lehrmeister, Sohn der Hausmeisterin, Aufklärer in Sachen Sexualverkehr, den Namen Philipp trägt: Philipp treibt es mit Amalia, und Philippson (Julius) ermöglicht es Sigmund, die Beziehung zwischen Beischlaf, Kinderkriegen und Sterben zu verstehen ... Julius ist später Objekt eines Namensvergessens, des Malers Julius Mosen, den Freud in seinem Brief an Fließ am 26. August 1898 erwähnt. Mosen-Moses-Moise, wir wissen, wie es weitergeht, und auch, wie sehr Freud darauf insistiert, aus Moses einen Ägypter zu machen. Um es klar zu sagen: Er ist nicht Sohn von Amalia und Jakob, sondern Sohn der Hausmeisterin oder allenfalls von Amalia und Philipp. Das wirft ein Licht auf Freuds Eroberung Roms – erinnern wir uns, daß er angelegentlich der Inzestträume Julius Cäsars Livius zitiert.

Ich verstehe die Bedeutung jenes Alters – achtzehn Monate – im Werk Freuds nun besser. In diesem Alter spielt sein Enkel mit der Fadenrolle (tote Mutter – wiederauferstandene Mutter). Derselbe Enkel stirbt mit etwa zwei Jahren und ist Auslöser einer heftigen und doch verharmlosten Trauer. Des weiteren ist es das Alter, in dem der Wolfsmann der Urzene beigewohnt haben will.

Anzieu macht zwei Beobachtungen, die mit meinen eigenen Ausführungen übereinstimmen. Er weist angesichts Freuds vorbereiteter Verarbeitung auf die Annäherung zwischen Freud und Bion hin. Letzterer hat – neben Liebe und Haß – Erkenntnis als ursprüngliche Beziehungsform des psychischen Apparates herausgestellt: die Suche nach Sinn. Schließlich kommt er zu dem Ergebnis, die Nachdrücklichkeit, mit der Freud die spezifische Angst des Traumes, nämlich die Angst vor dem Tod der Mutter, auf etwas anderes zurückführen will, für verdächtig zu halten.

Bleibt noch eine Hypothese zu klären: die der oralen Beziehung. Ein anderer Traum, der mit dem der »geliebten Mutter« zusammenhängt, weist uns dorthin, wo die Mutter lebendig ist: Ich meine den Traum von den drei Parzen. In diesem Traum bereitet Freuds Mutter »Knödel«, und als der kleine Sigmund essen will, heißt sie ihn warten, bis sie fertig ist (»nicht deutlich als Rede«, fügt Freud hinzu). An dieser Stelle verweisen die Assoziationen, wie man weiß, auf den Tod. Weit ab von der Traum-

analyse kommt Freud später nochmals auf den Traum zurück, um dann zu schreiben (1900, S. 238 f.): »Mein Traum von den drei Parzen ist ein offener Hungertraum, aber er weiß das Nahrungsbedürfnis bis auf die Sehnsucht des Kindes nach der Mutter zurückzuschieben, um die harmlose Begierde zur Decke für eine ernstere, die sich nicht so unverhüllt äußern darf, zu benützen.« Es kann nicht geleugnet werden, daß der Kontext zu dieser Interpretation einlädt. Aber hier muß man mißtrauisch sein. In diesem Zusammenhang sei vor allem an das dreifache Frauenbild bei Freud erinnert, das er im *Motiv der Kästchenwahl* (1913) wiederaufnimmt: Mutter, Gattin (oder Geliebte), Tod. In den letzten Jahren wurde viel von der Zensur der Geliebten gesprochen. Nun ist es an mir, die Zensur der toten Mutter aufzuheben und von dem bleiernen Schweigen der Mutter zu sprechen.

Unsere Trilogie ist nun vollständig. Wir sehen uns nochmals auf den metaphorischen Verlust der Brust verwiesen, der in Beziehung steht zum Ödipus, zum Phantasma der Urszene sowie der toten Mutter. Die Lektion der toten Mutter lehrt uns, daß auch sie eines Tages sterben muß, auf daß eine andere geliebt werde. Ihr Tod möge jedoch langsam und sanft sein, damit die Erinnerung an ihre Liebe nicht untergehe und jene Liebe nähren kann, die sie großzügig der anderen anbietet, die ihren Platz einnehmen wird.

So also schließt sich unser Kreis. Wieder einmal, bedeutsamerweise erst nachträglich. Ich kannte diese Träume seit langem, ebenso die daraus hervorgegangenen Kommentare. Einige hatten sich in mich eingeschrieben wie Erinnerungsspuren, die irgend etwas, das mir auf unklare Weise wichtig schien, bedeuteten, ohne daß ich gewußt hätte, wie und warum. Diese Spuren wurden durch die Rede bestimmter Analysanden wiederbesetzt. Im gegebenen Moment, jedoch nicht vorher, konnte ich sie verstehen. Und genau diese Rede ermöglichte es mir, zur wörtlichen Bedeutung Freuds zurückzufinden. Oder hat die Kryptomnesie dieser Lektüre mich für das Wort meiner Analysanden durchlässig gemacht? In einer gradlinigen Konzeption von Zeit ist dies die richtige Hypothese. Im Licht der Nachträglichkeit ist die andere wahr. Wie es auch sein mag, beim Begriff der Nachträglichkeit ist nichts mysteriöser als jener vorgängige Status eines registrierten Sinns, der in Erwartung seines Offenbarwerdens in der Seele verharret. Es handelt sich sehr wohl um »Sinn« (sonst hätte er sich nicht in die Seele eingeschrieben). Aber dieser aufgeschobene Sinn ist erst dann wirklich bedeutsam, wenn er durch eine Wiederbesetzung geweckt wird, die in einem ganz anderen Kontext stattfindet. Was für ein Sinn ist das also? Ein Sinn, der verlorengeht und

wiedergefunden wird. Das hieße der präsignifikanten Struktur zu viel Bedeutung verleihen, und ihr Wiederfinden gehörte viel eher in die Kategorie eines Fundes. Vielleicht ein potentieller Sinn, dem nur die analytische – oder poetische – Erfahrung fehlt, um wahrer Sinn zu werden.

(Anschrift des Verf.: Dr. André Green, 9, av. de l'Observatoire, F-75006 Paris)

(Übersetzung: Erika Kittler, Freiburg)

Summary

The Dead Mother. – This study is not concerned, as the title might suggest, with the actual death of the mother but with the child's experience of a mother who is physically present but internally absent due to depression. The child simultaneously introjects and splits off the mother imago, making mourning and »burial« equally impossible. The consequence of this cathectic deprivation is what the author calls »psychic holes« or »white depression«. Green attributes to the dead mother a similar structuring function for the psychic apparatus to that attributed to the dead father in Freud's *Totem and Taboo*, and places the dead mother complex side by side with the Oedipus complex.

BIBLIOGRAPHIE

- Abraham, N. (1978): Le crime de l'introjection. In: ders.: *L'écorce et le noyau*. Paris.
- Anzieu, D. (1975): *Freuds Selbstanalyse*. Wien/München (Verl. Int. Psychoanal.) 1989/90 (2 Bde.).
- Freud, S. (1900): Die Traumdeutung. GW I/II.
- (1913): Das Motiv der Kästchenwahl. GW X, 23–37.
 - (1917): Trauer und Melancholie. GW X, 427–446.
 - (1925): Die Verneinung. GW XIV, 9–14.
 - (1938): Abriß der Psychoanalyse. GW XVII, 63–138.
- Green, A. (1968): Sur la mère phallique. Rev. fr. Psychoanal., 32, 1–38.
- (1972): Note sur les processus tertiaires. Rev. fr. Psychoanal., 36, 407–411.
 - (1977): The Borderline Concept. In: Hartocollis, P. (Ed.): *Borderline Personality Disorders*. New York (Int. Univ. Pr.), 15–44.
 - Le silence du psychanalyste. Topique, H. 23.
 - (1983): Narcissisme de vie, narcissisme de mort. Paris (Minuit).
- Grinstein, A. (1968): Three Fates. In: ders.: *On Sigmund Freud's Dreams*. Detroit (Wayne State Univ. Pr.), 161–193.
- Kohut, H. (1971): *Narzißmus. Eine Theorie der psychoanalytischen Behandlung narzißtischer Persönlichkeitsstörungen*. Frankfurt (Suhrkamp) 1973.
- Rosolato, G. (1975): L'axe narcissique des depressions. Nouvelle Revue de Psychanalyse, 11, 5–34.
- Torok, M. (1968): Trauerkrankheit und Phantasma des »Cadavre exquis«. Psyche, 37, 1983, 497–519.
- Winnicott, D. W. (1971): *Vom Spiel zur Kreativität*. Stuttgart (Klett) 1973.